2,00 DM / Band 719
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Myxins Henker

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175

Myxins Henker

John Sinclair Nr. 719

von Jason Dark

erschienen am 14.04.1992

Titelbild von Nick Smith

Sinclair Crew

Myxins Henker

Atlantis. Der Sturm toste. Wolken jagten einander. Der Himmel zeigte ein wildes Muster. Furcht und Angst hatten Gestalt angenommen und schienen auf die Erde einzuprügeln.

Nicht nur das Boot kämpfte gegen das mächtige Unwetter an, auch der Mann, der am Ruder hockte und es mit eiserner Kraft hielt. Das Segel war bis zum Zerreißen gebläht. Es trotzte den Gewalten der Natur noch immer, denn es bestand aus einem besonderen Stoff, nein, es war kein Stoff, es war Haut!

Die Haut seiner Feinde!

So klein er auch war, er hatte große Macht, die man ihm nicht zutraute. Seine Macht kam von innen, aus der Seele! Sie war ein Produkt des Bösen, so wie er zu den Mitgliedern eines finsteren Kreises gehörte, der ebenfalls nur nach Macht gierte und alles an sich reißen wollte, seinen Feinden zum Trotz.

Es war Myxin, der kleine, grünhäutige Magier.

Und er war wieder unterwegs, um zu töten. Er mußte jemand vernichten, einen verfluchten Feind, der in den Diensten des Schwarzen Tods stand und Myxin ans Leder wollte.

Durch seine Spione wußte Myxin, wo die Gestalt lauerte und sich auf den Kampf mit dem Magier vorbereitete.

Der Vasall lebte auf einer Halbinsel und war für den Schwarzen Tod so etwas wie ein Henker.

Jetzt sollte Myxin sterben!

Noch befand sich der Henker in der Phase der Vorbereitung, und diese Zeit mußte Myxin nutzen.

Das Meer war wild wie ein Raubtier. Hohe, schäumende Wellen schienen alles zu verschlingen, vielleicht auch bald das Segelboot.

Doch Myxin gab nicht auf. Er vertraute auf sich, seine Kräfte und sein Glück. Der Schwarze Tod, sein Hauptfeind, ahnte nicht, daß sich Myxin auf dem Weg befand, um den Henker zu stellen.

Noch war die Halbinsel nicht zu sehen. Die Küste verschwand hinter dem brausenden Vorhang aus Gischt, der auch das einsame Boot umtoste.

Die Düsternis verschluckte alles, denn die Sonne hatte sich hinter den Wolkenbergen versteckt.

Unheilige Kräfte hatten die Steuerung übernommen; sie spielten mit dem Boot. Sie schleuderten es plötzlich vor, so daß es wirkte, als wäre es ausgespuckt worden. Das Boot hüpfte, neigte sich häufig bedrohlich zur Seite. Wasser »wehte« dem kleinen Magier entgegen. Er hörte das Knattern des Segels. Manchmal glaubte er, aus der Haut Schreie zu vernehmen, als steckten noch die Geister der Getöteten darin.

Das Boot schoß durch die Wellentäler, es glitt über die Kämme hinweg, es durchstreifte den Schaum und schien manchmal zu fliegen.

Myxin hielt das Ruder eisern fest. Nur selten hatte ein Magier vor den Gewalten der Natur kapitulieren müssen, und er wollte nicht dazugehören.

Und er schaffte es.

Endlich sah er das Ufer. Die Halbinsel lag vor ihm!

Über das hagere Gesicht des kleinen Magiers glitt ein hartes Grinsen. Nichts konnte ihn jetzt noch aufhalten. Er sah plötzlich die mächtigen Schatten in der Luft, die einfach zu anders waren, um Wolken zu sein.

Sie stürzten sich auf ihn nieder. Es sah so aus, als wollten sie ihn packen, ihn forttragen oder kurzerhand in der Gischt verschwinden

lassen.

Myxin winkte ihnen zu.

Sie sahen es, umflatterten das Boot und schafften es auch, sich gegen die Wellen und den Wind anzustemmen.

Sie waren breit und mächtig, sie sahen aus wie Vögel, doch es waren keine, es waren Vampire!

Die schwarzen Vampire, Myxins unheimliche Begleiter und Leibwächter. Schmale Köpfe, breite Schwingen, im Vergleich zu den Köpfen große Mäuler, die mit gefährlichen Reißzähnen bestückt waren, wobei zwei von ihnen aus dem Oberkiefer hervorwuchsen. Sie sahen aus wie Krummdolche.

Eine der Riesenfledermäuse huschte dicht über Myxin hinweg, so daß er von einem Flügel fast gestreift wurde. Myxin wußte, daß sie ihn verstanden hatten.

Er war froh über ihr Erscheinen, denn sie würden ihn in seinem Kampf gegen den Henker unterstützen.

Noch verließ sich der mächtige Schwarze Tod auf seine Helfer, noch hatte er sich nicht persönlich an ihn herangetraut. Irgendwann einmal aber würde es passieren müssen, und wer dann der Sieger blieb, das konnte Myxin nicht vorhersagen.

Die Vampire flogen auf die Insel zu. Manchmal war der Wind so stark, daß selbst die Vampire nicht gegen ihn ankamen und kurzzeitig abdrehen mußten.

Sie fingen sich immer wieder und verschwanden schließlich aus Myxins Blickfeld, der mit sich und seinem Boot genug zu tun hatte, da er es sicher auf die Insel bringen wollte.

Die Wellen schleuderten ihn vor.

Das Wasser war wie ein Lebewesen, das mit ihm spielte, ihn umgurgelte, das ihm beweisen wollte, wie sehr er doch von dieser Gnade abhängig war.

Fallwinde zerrten am Segel. Der Mast bog sich, als bestünde er aus Gummi.

Doch er hielt.

Myxin hatte nie aufgegeben, das tat er auch jetzt nicht. Er machte weiter, er kämpfte sich vor, er würde nicht nachgeben, sein Ziel war einfach wichtiger.

Und er kam voran.

Das Wasser heulte auf. Oder war es der Sturm? Wollten beide dagegen protestieren, daß ihnen eine schon sicher geglaubte Beute entwischte, denn Myxin näherte sich immer mehr der Küste.

Er geriet in die Strudel.

Das Boot kämpfte noch schwerer. Es drehte sich in die Trichter hinein, aber es wurde immer wieder ausgespieen, als wäre es für das Monster Wasser unverdaulich.

Das Boot kam frei.
Und Myxin jubelte.
Auf seinem grünlichen Gesicht mit der straff gespannten Haut zeigte sich ein Lächeln. Die Augen leuchteten in einem wahren Triumph. Er wußte, daß jetzt nichts mehr schiefgehen konnte. Es war das letzte Stück, das er zurücklegte, um dann in einen der natürlichen Häfen einzulaufen, die sich im Laufe der langen Zeit an der Küste gebildet hatten.
Dieser Teil gehörte ebenfalls zu Atlantis. Doch zu einem Gebiet, das die meisten Bewohner mieden.
Es war einfach zu menschenfeindlich, zu unwirtlich. Es war ein Gelände für die Grausamen, für die Kräfte der Schwarzen Magie, zu denen auch Myxin zählte.
Rivalen, Feindschaft bis in den Tod, bis zur brutalen Vernichtung, das alles gehörte dazu, und Myxin war nicht die Person, die sich davor zurückzog.
Er spielte mit, er war einer der Joker im Spiel der Welten, und er wollte irgendwann herrschen.
Er und seine schwarzen Vampire wollten Atlantis ihren Stempel aufdrücken.
Noch einmal holte der Sturm zu einem gewaltigen Schlag aus. Er war brutal, er wollte dem einsamen Boot den Weg versperren, er fiel von mehreren Seiten auf die kleine »Nußschale« nieder und brachte eine gewaltige Gischtwelle mit, die Myxin voll traf.
Wasser überströmte ihn. Das Boot senkte sich mit dem Bug. Myxin hörte das Holz ächzen. Es gab dabei Laute ab wie sterbende Tiere, aber es stemmte sich noch immer gegen die Natur an und kam wieder hoch, zu einem Drittel mit schaumigem Wasser gefüllt.
So trieb es weiter.
Der kleine Hafen »öffnete« sich.
Myxin hielt das Ruder wie im Krampf. Sein grünliches Gesicht glänzte naß. Überhaupt war kein Fetzen seiner Kleidung mehr trocken. Das Gesicht zeigte einen wilden Ausdruck. Eigentlich war es alterslos. Endlich strahlte es.
Der Ruck und der Schub waren eins. Als wären mächtige Hände dabei, das Boot vorzuschleudern.
Inmitten der schaumigen Wirbelstreifen jagte es auf die Hafenöffnung zu. Die nassen Köpfe der Felsen tauchten auf, an denen die Bordwand wenig später entlangschrammte, ohne zu zersplittern.
Myxin bewegte das Ruder. Er suchte nach Lücken. Über ihm bewegten sich die mächtigen Schatten der schwarzen Vampire. Sie ließen ihren Herrn und Meister keinen Moment aus den Augen.
Ein letzter Stoß, dann war es geschafft!
Myxin jagte den flachen Stellen entgegen, die so etwas wie einen

schmalen Strand bildeten.
Breit war er nicht, aber er schaffte es, die Fahrt des Bootes zu verringern.
Mit dem Kiel rutschte es darüber hinweg, kam nicht zur Ruhe, wurde wieder zurückgezerrt, bekam noch einmal den Druck, schleifte auf das Ende des schmalen Strands mit dem grauen Sand zu und wurde von ihm gehalten. Die zurücklaufenden Wellen hatten keine Chance mehr.
Myxin rollte sich förmlich aus dem Boot heraus. Auf dem Strand blieb er liegen.
Weit war sein Mund geöffnet. Er lachte, er war sicher, daß er so gut wie gewonnen hatte. Auf dem Rücken blieb er liegen und starrte gegen den düsteren Himmel, wo die Wolken ihren bizarren Tanz aufführten. Sie waren nicht mehr so dicht und wild wie sonst, der Wind hatte Lücken gerissen, sie zerfetzt, und Myxin kannte dieses Vorzeichen genau. Es würde nicht mehr lange dauern, bis der Himmel über Atlantis eine strahlend blaue Farbe angenommen hatte.
Myxin richtete sich auf. Der kleine Magier fühlte sich besser, viel besser. Wenn er dem Henker gegenüberstand, war er sicher, den Kampf gewinnen zu können.
Er ging einige Schritte.
Der Sturm schaffte es nicht mehr, an diesen Strand heranzukommen. Die Wellen rollten zwar noch wütend gegen ihn an, doch sie liefen zu Füßen des Magiers kraftlos aus.
Er schaute sich um.
Nicht weit entfernt hatten sich zwei seiner Begleiter niedergelassen. Sie krallten sich in den Fels fest. Ihre Mäuler waren aufgerissen. Schrille Schreie klangen Myxin entgegen. Er hörte daraus die große Freude der Wesen.
Das tat ihm gut…
Der kleine Magier winkte ihnen zu und fing damit an, die Halbinsel zu erkunden.
Es war nicht einfach, denn er mußte zunächst die Felsregion des Ufers überwinden.
Geschickt bewegte er sich, und ebenso geschickt kletterte er in die Höhe, stets begleitet von seinen Dienern.
So kam er weiter, wand sich durch Rinnen und schmale Felskanäle, erreichte auch eine gewisse Höhe und stand schließlich auf einem freien Stück, von dem er einen guten Überblick besaß.
Es war kein Land zum Siedeln.
Einöde, weit und leer. Viele Felsen, vermischt oder durchsetzt von dürrem Gestrüpp.
Der Wind war abgeflaut. Zwar wehte er noch immer, aber den Vergleich zu diesem Sturm hielt er längst nicht mehr stand. Der Himmel zeigte eine dunkle Bläue. Da es auf den Abend zuging, war

bereits der schwache Mond zu sehen. Er wirkte wie ein blaßbleicher Fleck auf dem dunkleren Untergrund des Himmels.

Myxin machte es nichts aus, die klamme Kleidung auf seinem Körper zu spüren. Er war andere Dinge gewöhnt, zudem dachte er nur an den vor ihm liegenden Kampf. Zunächst einmal mußte er den Henker des Schwarzen Tods aufspüren.

Einfach war es nicht. Die Halbinsel erstreckte sich in einer schon majestätischen Größe hinaus ins Meer. Sie bot zahlreiche Verstecke, sowohl über als auch unter der Erde.

Aber Myxin standen die Vampire zur Seite. Sie würden über die Insel fliegen und mit ihren Augen in jede Lücke starren. Sie würden ihm den Weg zeigen, und sie würden seinen Feind auch finden.

Keiner dieser Blutsauger hockte mehr in seiner unmittelbaren Nähe. Die vier Helfer befanden sich in der Luft. Sie zogen an verschiedenen Stellen ihre Kreise, flogen dabei nicht mehr hoch und hielten stets den Sichtkontakt zum Grund.

Myxin ging in eine bestimmte Richtung. Er würde sich noch lange auf der Halbinsel bewegen. Die Suche konnte möglicherweise Tage dauern, aber das störte ihn nicht.

Wichtig allein war das Ziel, und irgendwann würde er dem Henker gegenüberstehen.

Die Zeit verstrich.

Das Tageslicht schwand dahin. Allmählich kehrte die Dämmerung ein und brachte ihre langen Schatten mit. Wie Tücher legten sie sich über den felsigen Boden.

Myxin ging weiter.

Es war kein bestimmter Weg, den er eingeschlagen hatte. Er behielt dabei ausschließlich seine Vampire im Blick, die ihn irgendwann zum Ziel führen würden.

Und das geschah auch.

Noch waren sie von der hereinbrechenden Dunkelheit scharf getrennt. Sie verschwammen nicht damit, Myxin konnte ihren Weg gut verfolgen und entdeckte sie über einem bestimmten Punkt.

Dort flogen sie Kreise. Nicht in einer Höhe, übereinander glitten sie dahin, und träge Schwingenschläge sorgten dafür, daß sie auf einer Höhe blieben.

Schatten in der Dunkelheit, die hin und wieder Schreie ausstießen, als wollten sie den Feind locken.

Myxin beeilte sich jetzt.

Er ging sehr schnell. So etwas wie Erschöpfung war ihm nicht anzusehen, das kannte er auch nicht, er war ein Schwarzblütler, und er konnte nur mit schwarzmagischen Waffen geschlagen werden.

Genau dort, wo sich die Vampire aufhielten, befand sich eine besonders düstere Region, ein Felsengarten. Er bestand aus mächtigen

Steinen, die ungewöhnliche Formen zeigten. Manche sehr lang und gestreckt, andere wiederum klein, geduckt, dafür breiter.

Sie bildeten so etwas wie ein Labyrinth, hinter dem eine mächtige, zerklüftete Wand aus Fels emporragte.

Sein Versteck?

War das das Versteck des Henkers?

Myxin glaubte daran. Er vertraute seinen schwarzen Vampiren, die über einen sehr sicheren Instinkt verfügten. Sie mußten das Versteck einfach gefunden haben, sonst wären sie längst weitergeflogen.

Zwei von ihnen sackten nach unten.

Es geschah im letzten Licht des Tages. Ein Rest violetter Helligkeit lag noch über der Insel. Lange Schatten krochen in jede Lücke, in jeden Spalt, sie bedeckten die breite Felswand.

Die schwarzen Vampire wiesen Myxin den Weg, der sich jetzt, dicht vor dem Ziel, noch leichtfüßiger bewegte und über die Hindernisse hinwegsprang wie eine Gazelle.

Er war nicht mehr zu halten. Er spürte bereits die Nähe des anderen, denn dessen Aura konnte einfach nicht gestoppt werden. Myxin merkte den Schauer wie Metall auf seinem Körper.

Er kannte dieses Zeichen.

Es war eine Warnung.

Noch wußte er nicht genau, wovor ihn dieses Gefühl warnte. Er hatte jedoch den Eindruck bekommen, daß sein Gegner auf keinen Fall unterschätzt werden durfte.

Und dann hörte er die Schreie.

Sie waren schlimm, geboren in Todesnot. Er wußte, daß dies auch seine Vampire empfinden konnten.

Zwei nur sah er, die anderen beiden waren verschwunden. Und sie genau stießen die Schreie aus.

Myxin duckte sich, als hätte er unter starken Schmerzen zu leiden. Sein Gesicht verzog sich, wie eine Flamme wühlte der Haß in ihm hoch. Nicht daß es ihm um die Vampire leid getan hätte, das auf keinen Fall. Gefühle dieser Art kannte er nicht. Für ihn war es einfach eine Sache zwischen ihm und dem Henker.

Und der hatte zugeschlagen. Es wurde wieder still.

Kein Schrei mehr - nichts. Nur noch die üblichen Geräusche von Wind und Wellen.

Der Himmel war jetzt wie ein dunkler Boden, in den jemand ein kreisrundes Loch hineingeschnitten hatte, aus dem das bleiche Auge des Mondes hervorleuchtete.

Ein stiller, kalter, unheimlicher Beobachter.

Myxin suchte die Gegend ab.

Auch seine Augen leuchteten in einem leichten Grün. Dabei wirkten die Pupillen in diesem Augenblick, als wären sie frisch poliert worden.

Facettenartiges Leuchten, mal ins Türkisfarbene hineingehend, mal wieder grünblau.

Keine Schreie mehr. Dafür das schwere Flattern der Schwingen, als sich die beiden letzten Vampire von ihren Plätzen hochschwangen. Sie wirkten wie träge Schatten, die die Düsternis des Himmels durchbrachen, die Wolken zerhämmern wollten, um dann mit langen, gleitenden Bewegungen dorthin zu fliegen, wo auch ihre beiden Artgenossen verschwunden waren.

Myxin verfolgte den Weg genau. Er ließ sie auch in Ruhe, er kannte kein Pardon. Er war auf sich allein gestellt, er dachte an den Kampf, und deshalb ließ er die Vampire fliegen.

Sie würden ihm den Weg weisen.

Er ging ihnen nach.

Kaum waren seine Schritte zu hören. Schattenhaft bewegte er sich auf dem glatten Fels. Zudem befand er sich auf einer gewissen Höhe und konnte nun sehen, daß sich seine beiden Helfer abgesetzt hatten. Sie waren in die Tiefe gefallen, also lag ihr Ziel tiefer. Direkt auf dem Grund, möglicherweise in einer Mulde versteckt, die sich vor der Felswand ausbreitete.

Dann waren sie weg.

Myxin schaute in die Tiefe.

Er mußte tatsächlich hinabsteigen, um dorthin zu gelangen, wo sich die Felswand öffnete, als hätte ein Riese mit seiner Faust hineingeschlagen.

Der Eingang zu einer Höhle.

Obwohl sie Myxin noch nicht erforscht hatte, wußte er, daß sie lang, tief und breit war.

Ein Refugium des Schreckens, das vom Henker des Schwarzen Todes regiert wurde.

Myxin war ein Wesen, das sich auf seine Kraft verließ. Er hatte bisher alles überstanden, er würde es auch weiterhin überstehen, aber er mußte vorsichtig sein. Erst wollte er abwarten, wie es den beiden letzten Vampiren erging.

Noch hörte er nichts von ihnen.

Stille drang ihm aus der Öffnung entgegen. Myxin war ein Wesen, das die Stille liebte. In diesem Fall aber fühlte er sich ungut. Da empfand er die Stille als etwas Gefährliches.

Eingehüllt in die Schatten der Nacht, glitt er weiter vor. Er lauschte den leisen Geräuschen, die unter seinen Füßen entstanden.

Tiefe Finsternis wehte ihm aus der Höhle entgegen. Aber nicht geräuschlos.

Ein leises Schaben erklang.

Es war das Vorspiel zu einem irren Schrei, der Myxin aus seiner Starre riß.

Da wußte er Bescheid. Er beugte seinen Oberkörper vor, stand wie auf dem Sprung. Er sah im ersten Moment so aus, als wollte er sich in die wattige Schwärze hineinstürzen, zögerte dann jedoch, weil er in der Dunkelheit eine flatternde Bewegung wahrnahm.

Einer der Vampire kehrte zurück…

Mehr tot als lebendig.

Er konnte so gut wie nicht mehr fliegen. Als er sich durch die Luft wühlte, sah es so aus, als würde er gegen Widerstände prallen, die in bestimmten Abständen aufgebaut worden waren.

Er kam nicht mehr aus der Höhle heraus. Kurz vor dem Eingang fiel er wie ein großes, dunkles Tuch zu Boden und verschmolz dort mit der Dunkelheit.

Vorbei…

Myxin wußte genau, daß er sich auf den letzten seiner Helfer auch nicht mehr verlassen konnte.

Alles war verloren, er stand allein, der Henker würde auf ihn warten.

Und er wollte sich stellen.

Tief geduckt bewegte er sich auf den Schlund zu. Noch stand der Mond hinter ihm. Er leuchtete auch in die Mulde hinein und füllte sie mit seinem bleichen Licht.

Myxin trat auf die Reste des Vampirs. Unter den Füßen spürte er sie wie eine dicke Haut.

Dieses Wesen kümmerte ihn nicht, der Henker allein zählte. Und er mußte sich irgendwo aufhalten.

Versteckt in den Tiefen der Höhle, verborgen in seinem Refugium, das nur ihm allein gehörte.

Er gab keinen Laut von sich, er lockte Myxin mit der Stille. Womöglich wollte er ihn in Sicherheit wiegen. Das würde ihm auf keinen Fall gelingen.

Myxin fand seinen Weg.

Seine Augen waren nicht blind, er fühlte und spürte mit all seinen Sinnen.

Die Gefahr war vorhanden. Sie ließ sich nicht aus der Welt schaffen. Etwas Schwarzmagisches, Fremdes, Unheimliches wehte ihm aus dieser tiefen Schwärze entgegen. Obwohl er selbst ein Magier war, kam ihm das andere so grauenvoll vor.

Der Weg war breit genug. Es gab keine Stelle, an der er mit den Schultern hätte anstoßen können.

Sicher bewegte er sich durch die dichte Watte voran.

Myxin sah ihn nicht, doch er wußte, daß er sich in der Nähe aufhielt. Er war auch so weit gekommen, daß er die Enge des Schlauchs nicht mehr spürte. Vor ihm nahm die Höhle eine breite Form an, da war sie wie ein Saal.

Dort mußte er sein.

Er sah kein Licht, aber er spürte etwas.

Wieder war er auf einen der vernichteten Vampire getreten. Er lag einfach nur im Weg.

Sein Haß verstärkte sich. Er mußte den Henker zu fassen bekommen. Er mußte sich zum Kampf stellen.

Aber er wartete.

Myxin konzentrierte sich. In seinem Innern spürte er die Energie, die zunächst wie ein schwacher Strom war, sich dann aber verstärkte und durch seinen Körper kreiste.

Es war nicht die Angst, sondern die Erwartung des Kommenden. Es würde etwas passieren, da gab es einfach keine andere Möglichkeit, und der Henker hatte ihn sicherlich bemerkt.

Myxin setzte seinen Weg fort. Er nahm den anderen wahr. Viel intensiver als zuvor. Es war ein Hauch, ein Strom, der ihm entgegenwehte. Es kribbelte auf und in seinem Körper, als wären Tausende von Nadeln dabei, ihn zu malträtieren.

Bisher hatte ihm der Schwarze Tod zahlreiche Prüfungen aufgedrängt. Diese hier würde sicherlich zu den härtesten gehören, falls sie nicht die härteste war.

Und dann sah er ihn.

Es war die reine Magie, mit der er spielte. Er beherrschte in diesem Fall das Licht, das aus einer bestimmten, für Myxin nicht sichtbaren Quelle hochströmte und die Gestalt des anderen wie einen goldgelben Vorhang umwehte.

Der Henker hockte etwas erhöht auf einer Plattform wie auf einem Thron. Vor ihm lagen die zerfetzten Körper der schwarzen Vampire, zerrissen, zerstückelt.

Und der Henker lachte.

Es war ein fürchterliches Gelächter. Es hörte sich an, als würden gewaltige Geröllmassen einen Hang hinabpoltern.

Myxin hob seinen Kopf.

Starr schaute er den Henker an.

Er sah ihn auch zum erstenmal. Es gab nur wenige Dinge, vor denen er sich erschreckte.

Der Henker des Schwarzen Tods gehörte dazu. Und das Gefühl verging auch nicht, als das Lachen abbrach oder sich in Worte umwandelte. »Ich bin dein Henker, kleiner Magier…«

***

Myxin schwieg. Er wollte nicht reden, er wollte nicht provozieren, noch nicht.

Er schaute nur nach vorn.

Wer war diese Gestalt?

Sie sah fürchterlich aus. Sie hockte geduckt auf dieser Plattform. Ein

breiter, massiger Körper, der übergroß war, wenn er sich aufrichtete.

Eine Haut besaß er nicht. Sein ungewöhnliches Gesicht schimmerte, als würde es aus zahlreichen Metallplättchen bestehen, die wie ein Puzzle zusammengesetzt waren. Hinzu kam der flache Schädel, der kein einziges Haar aufwies. Ob überhaupt Haare wuchsen, war nicht zu erkennen, weil der Kopf von einer ebenfalls aus Metall bestehenden Mütze bedeckt war.

Er besaß Arme und Beine, aber auch sie sahen aus, wie aus Metall gefertigt.

Und dann sein Gesicht.

Ein Zerrbild des Schreckens, mit einem schmalen, dennoch sehr breiten Mund. Wimpern und Augenbrauen waren nicht zur erkennen.

Alles an ihm war glatt, nicht greifbar, und seine Zähne wirkten ebenfalls wie kleine dicht aneinandergelegte Rechtecke aus Metall.

Das war also der Henker!

Er lächelte noch immer. Er lächelte grausam und wissend zugleich. Und er freute sich bereits auf den Tod, den er Myxin schicken würde. Er bewegte seinen rechten Arm. Myxin sah, daß aus seiner Hand etwas hervorwuchs, das ihn an einen Stab erinnerte. Auch er bestand aus Metall, er paßte zu dieser kalt grinsenden Erscheinung, die die Höhle wie ein böser Fluch umgab. Jetzt bewegte sich auch die Stirn. Sehr langsam nur, aber Myxin glaubte, es knirschen zu hören.

Gleichzeitig senkte sich der Stab des Henkers so tief, daß die Spitze auf den kleinen Magier wies.

Der aber hielt sich zurück. Seine Beklemmung war verflogen. Er wußte, daß nur einer von ihnen die Höhle verlassen konnte. Ansonsten war nichts mehr, nur einer.

»Ich werde mich nicht töten lassen!« sagte er mit fester Stimme. »Du hast meine Helfer vernichtet. Was aber sind sie gegen mich?«

»Du bist nicht viel besser!«

Wieder war seine Stimme aufgeklungen, und abermals lauschte Myxin dem Klang.

Er kam mit ihm nicht zurecht. Er hörte sich tatsächlich an, als würde Metall über Metall schaben.

Etwas stimmte da nicht…

War er kein normales schwarzmagisches Geschöpf, sondern ein künstlich erschaffenes?

Beim Schwarzen Tod und dessen Dienern war alles möglich. Myxin kannte diesen Dämon zu wenig, um mit all seinen Tricks und Bosheiten vertraut zu sein.

»Ich werde dagegen halten.«

Seine Stimme schien sich innerhalb der Höhle zu verlieren. Sie wehte wie ein schwaches Echo davon.

»Nein, du…«

»Doch, Henker! Nur einer kann überleben. Der Schwarze Tod ist nicht unbesiegbar und seine Vasallen sind es auch nicht.«

»Gut, so siehst du es. Dann stirb!«

Er senkte seinen Stab noch mehr. Das Gesicht war dabei zum Zerreißen gespannt.

Und dann jagten die Feuerpfeile auf den kleinen Magier zu! Sie hätten ihn ebenso zerreißen sollen wie die schwarzen Vampire, doch Myxin war nicht umsonst ein Magier, der es auch gelernt hatte, andere Magien zu bekämpfen.

Wie hier!

Die Feuerpfeile, mochten sie auch noch so schnell sein, erreichten ihn nicht.

Myxin hatte seine Arme halb erhoben, die Hände gespreizt und aktivierte seine Magie.

Bisher hatten seine Kräfte in seinem Körper getobt, jetzt aber ließ er sie frei.

Sie prallten gegen die Pfeile.

Feuer gegen Magie!

Es war ein gigantischer Kampf. Aus den Fingern des kleinen Magiers hatten sich die grünen Lichtstrahlen gelöst und umtanzten die Feuerlanzen.

Der Henker schrie!

Er selbst wurde nicht direkt angegriffen, aber er sah sehr schnell, wie die Magie des kleinen Magiers seiner Waffe die Wirkung nahm. Ihm mußte es vorkommen, als hätte jemand das Feuer gelöscht, denn die Flammen verschwanden mit einem Zischen. Zurück blieb ätzender Dampf, der in der Höhle eine Nebelinsel bildete.

Der Henker sprang auf.

Er war erfüllt von einer wilden Wut. Der Haß schwemmte wogenartig heran. Seine mächtige Gestalt zitterte. Im Gegensatz dazu kam sich Myxin vor wie ein Zwerg, doch er wußte auch, wie stark seine Kräfte waren, und so mancher Riese war schon von einem Zwerg besiegt worden.

Myxin wollte ihn mit bestimmten Waffen schlagen. Mit geistigen Kräften, denen der Henker wohl nichts entgegenzusetzen hatte. Deshalb richtete der kleine Magier seinen Blick gegen die Höhlendecke. Über sie hinweg zog sich ebenfalls ein goldgelb schimmerndes Muster, in das plötzlich kleine Staubwolken hineindrangen, ein Beweis dafür, daß dort oben etwas passierte.

Myxin besaß die Gabe der Telekinese. Dank seiner geistigen Kraft konnte er Gegenstände bewegen, und er hatte gesehen, wie locker das Gestein dort war.

Noch war der Henker zu sehr mit seiner Niederlage beschäftigt, als daß er sich auf das konzentrieren konnte, was über ihm geschah.

Dort brach die Decke endgültig auf. Und dann stürzte die Ladung auf den Henker herab.

Es waren mächtige Brocken, die sich aus der Verankerung gelöst hatten. Gewaltige Steine, die allesamt allein den Kräften des kleinen Magiers gehorchten.

Er leitete sie, er schickte sie auf ein bestimmtes Ziel zu.

Der Henker brüllte.

Er kam nicht mehr weg, die Steine prallten auf ihn nieder. Zwar versuchte er noch, mit den Händen nach ihnen zu schlagen und ihnen beim Fall eine andere Richtung zu geben.

Das gelang ihm nur bei wenigen, und auch da konnte er ihre Fallrichtung kaum verändern.

Die meisten erwischten ihn.

Hart und grausam trommelten sie auf ihn nieder. Kein Felsbrocken erwischte den kleinen Magier, sie alle standen unter seinem Einfluß und ließen sich lenken.

Er behielt die Richtung bei, und der Henker brach unter dem Steinregen zusammen.

Myxin bewegte sich nicht.

Nur seine Augen schimmerten heller und kälter. Er war von einer wahnsinnigen Kraft durchdrungen, er war der Held der Stunde, ließ noch mehr Geröll von der Decke rollen.

Ein tiefer Spalt hatte sich dort gezeigt. Er zitterte an seinen Rändern.

Noch immer wölkte der Staub, nahm einen Teil der Sicht, aber Myxin hörte, daß etwas geschah.

Wieder riß das Gestein, wieder lösten sich die harten Massen.

Der kleine Magier lächelte. Er wußte nicht, wo er zuerst hinschauen sollte.

Oben löste sich das Gestein von der Höhlendecke, vor ihm aber, am Boden, kämpfte der Henker.

Er war noch nicht tot, »nur« begraben. Aber er kämpfte sich höher, er wollte nicht aufgeben und schaffte es sogar, sich dem Druck der Steine zu entledigen.

Durch seinen Krafteinsatz schleuderte er einige Brocken in die Höhe. Sie wirbelten davon, es entstand eine Lücke, in die der Schädel des Henkers hineindrang.

Er sah nicht mehr so aus wie sonst. Die Steine hatten ihre Spuren hinterlassen. An einigen Stellen war sein Gesicht regelrecht zerbeult und aufgerissen. Die Nase saß schief und war geschwollen.

Aber er wollte weitermachen.

Er kam hoch.

Sein Schrei hallte durch die Höhle. Ein wilder Ruf des Hasses und der kalten Wut.

Da schickte ihm Myxin die nächste Ladung!

Volltreffer.
Sie erwischte den Kopf, seine Schultern, sie preßten ihn wieder in die Lücke hinein.
Sein Brüllen erstarb unter dem Krachen des Gerölls. Der Staub nahm dem kleinen Magier die Sicht, aber nicht das Lächeln, das sich auf seinen Mund gelegt hatte.
Er war der Sieger, er war die Person, die es dem Henker des Schwarzen Tods gezeigt hatte.
Er fühlte sich so verdammt gut in seiner Haut und trat näher an den Tatort heran.
Da regte sich kaum etwas. Von dem Henker sah er nicht einen Finger. Wenn Geräusche entstanden, dann wurden sie von kleinen Steinen verursacht, die noch nachrollten.
Der kleine Magier war kein Dummkopf. Er wußte genau, wie mächtig die Helfer des Schwarzen Tods waren und daß sie so einfach nicht vernichtet werden konnten.
Deshalb mußte er ganze Arbeit leisten, und er wußte genau, wie er es anfangen würde.
Sehr langsam senkte Myxin den Kopf. Er starrte gegen das Geröll. Seine Augen waren zu starren Platten geworden, und innerlich sammelte er noch ein mal seine Energie.
Die zeichnete sich dann in seinen Augen ab. Sie glühten noch stärker, sie steckten voller Kraft und Glut.
Eine rote Glut.
Und genau sie war es, die die Steine erfassen sollte. Er schickte ihnen seine Kraft entgegen, er wollte sie glühen und brennen sehen. Die Lava würde die Gestalt des Henkers umhüllen wie ein Kokon.
Für alle Zeiten sollte er in der Gesteinsmasse begraben sein, sollte leiden, um schließlich einzugehen in einen schrecklichen Tod.
Das Ende hatte er verdient.
Myxin konzentrierte sich. Er starrte der Oberfläche der Steine entgegen. Zunächst tat sich nichts.
Noch blieben sie grau und angestaubt, das aber änderte sich, als der kleine Magier eine noch stärkere Dosis einsetzte und das Material unter diesem Schock seine Form verlor, denn es schmolz zusammen.
Gleichzeitig glühte es auf.
Hitze stieg Myxin entgegen, die er kaum spürte, das machte ihm alles nichts aus.
Bis auf den kalten Hauch.
Er war eine. Warnung, er paßte nicht in dieses Umfeld. Myxin sprang zurück, er schien noch kleiner zu werden, dabei reckte er sich und schaute in die Höhe.
Er war lautlos erschienen, aber er war da.
Dicht unter der hohen Decke zeichnete sich eine schreckliche Gestalt

ab, die mit einer Sense bewaffnet war.

Das Markenzeichen des Schwarzen Tods!

***

Da wußte Myxin, daß er seinen Plan nicht mehr beenden konnte. Der Schwarze Tod war erschienen, um seinen Diener zu schützen. Und Myxin fühlte sich plötzlich in die Defensive gedrängt.

Er verließ seinen Platz, bewegte sich mit taumeligen Schritten zurück. Da fiel die Sense.

Es war ein brutaler, wuchtiger und zielgenauer Schlag, den der Schwarze Tod geführt hatte.

Das blitzende Etwas raste schräg in die Tiefe.

Myxin hörte das Fauchen. Er hatte Gegner gesehen, die von diesem Markenzeichen in zwei Hälften geteilt worden waren, das konnte ihm auch passieren. Er flog nach hinten.

Ein normaler Mensch hätte diesen Sprung nicht geschafft. Aber Myxin war kein Mensch, sondern ein Magier. Er setzte eine Kraft ein, die Teleportation hieß.

Durch seine geistigen Kräfte gelang es ihm, sich aus der Schlagzone der Waffe zu katapultieren. Er hatte sich als Landeplatz einen ganz anderen Fleck ausgesucht, stand praktisch neben dem Schwarzen Tod und konnte von dessen Waffe nicht mehr getroffen werden.

Sie fegte durch die Höhe.

Und sie war genauso gefährlich wie ihr Träger, ein hochgewachsenes pechschwarzes Skelett, ein unheimlicher und mächtiger Dämon, das Grauen pur.

Myxin gab nicht auf.

Jetzt konzentrierte er sich auf die Sense. Er wollte sie aus der Richtung bringen, aber der Schwarze Tod war nicht umsonst der Herrscher einer gewaltigen Welt.

Er hielt dagegen.

Seine Magie »sprang« den kleinen Magier an.

Sie schüttelte ihn förmlich durch. Er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Der Ansturm schleuderte ihn zurück, tief in den Gang hinein, durch den er rutschte.

Seine Kräfte waren ihm für den Moment genommen worden, und das genau hatte der Schwarze Tod gewollt.

Er kam ihm nach.

Wie immer trug er einen dunklen Umhang. Er umgab seine bösartige Gestalt wie eine schwarze, breite, flattrige Fahne. Sein großer, schwarzer Totenschädel gab einen matten Glanz ab, doch in den Augenhöhlen, in denen eigentlich eine Leere hätte sein müssen, glühte etwas, das Myxin vorkam wie kaltes Sternenfeuer.

Aus dem Sumpf war der Schwarze Tod als riesiges Skelett entstiegen,

doch in seiner Gestalt steckten die Kräfte und die Macht uralter Sternenmagien. Das wußte Myxin, darauf konnte er sich einstellen. Er wußte auch, daß er nicht stärker war als dieses unheimliche Monstrum. Im direkten Kampf war es ihm immer überlegen. Wollte Myxin den Schwarzen Tod vernichten, mußte er es mit List und Tücke versuchen.

Er benötigte auch Platz. In dieser verfluchten Felshöhle war er diesem Monstrum immer unterlegen, deshalb zog der kleine Magier einen vorläufigen Rückzieher vor.

Sein Feind tobte.

Er bahnte sich mit Hilfe seiner Sense den Weg durch den doch engen Tunnel.

Immer wieder schlug er zu.

Das Blatt der Sense erwischte die Wände in bestimmten Abständen, als wollte es alles abhobeln.

Myxin rannte ins Freie.

Dunkel war die Welt, aber nicht so düster wie die in der Höhle. Mit schnellen Schritten erklomm er einen Felsen, der eine ziemlich breite Oberfläche besaß, die schon beinahe einer Plattform glich.

Kühler Wind strich gegen ihn, als er sich umdrehte und den Weg zurückschaute.

Noch hatte sich das riesenhafte Skelett nicht gezeigt. Aber es war dabei, den Weg zu nehmen, den auch Myxin gegangen war. Und der Schwarze Tod wühlte sich dabei vor.

Bei jedem Schlag mit der Sense gegen die Wände des Tunnels erzitterte der gesamte Felsen. Allerdings entstanden keine Lücken, nichts wurde herausgebrochen, die Welt blieb praktisch heil.

Der kleine Magier suchte nach einer Lösung. Dem Henker hatte er sich stellen können, dem Schwarzen Tod aber fühlte er sich zu dieser Stunde unterlegen.

Da mußte er zunächst noch einige Kräfte sammeln, um gegen ihn antreten zu können.

Er schaute sich um.

Wohin sollte er flüchten?

Er mußte weg, der Schwarze Tod würde nicht aufgeben. Er war zur Vernichtung bereit.

Es kam Myxin zugute, daß er sich nicht auf einer Insel, sondern auf einer Halbinsel befand. Er konnte also in das Innere des Landes »flüchten«. Das hatte er auch vor.

Bewußt hatte er die Strapazen der Seefahrt auf sich genommen. So war er praktisch ungesehen an die Höhle herangekommen. Aus der anderen Richtung her hätte ihn der Henker schon früher bemerkt.

Alles war genau abgestimmt gewesen.

Und auch jetzt verlor er nicht die Nerven. Wieder setzte er seine

besonderen Kräfte ein.

Er war ja schnell, viel schneller als so mancher Dämon. Er war *der* Magier. Deshalb teleportierte er sich von der Felsplattform nach Atlantis, den gewaltigen Kontinent mit den zahlreichen vorgelagerten Inseln.

Mit einem mächtigen Schlag seiner Sense verbreiterte der Schwarze Tod den Eingang. Platz genug, um hervorzukommen.

Dann stand er im Freien.

Er schwang seine Waffe, stoppte die Bewegung aber, weil er keinen Gegner sah.

Weit entfernt hielt sich Myxin auf, den Blick gegen die Uferregion gerichtet.

Es war nicht so finster, als daß er nichts hätte erkennen können. Zudem sorgte der blasse Mond für ein gewisses Licht und zeigte nicht nur die leblose Gegend konturenscharf, sondern auch die Person, die sich darin bewegte.

Das war der Schwarze Tod.

Er kletterte in die Höhe.

Seine langen Knochenbeine bewegten sich geräuschlos. Der dunkle Mantel flatterte im Wind, und das Blatt der mächtigen Sense reflektierte spiegelnd das Mondlicht.

Er schaute sich um.

Myxin aber lächelte, weil er den Eindruck hatte, den Schwarzen Tod ratlos zu sehen.

Der kleine Magier zog sich zurück, aber nicht weit genug, um nicht den gellenden Ruf seines Feindes zu vernehmen.

»Bald, Myxin, sehr bald werde ich dich vernichten. Darauf kannst du dich verlassen. Du wirst den Tod erleben, du wirst ein schreckliches Ende erfahren. Und noch eines will ich dir sagen: Du hast es nicht geschafft, meinen Diener zu vernichten. Irgendwann wird er zurückkehren und mit dir abrechnen. Warte darauf, Myxin, warte darauf…«

Seine Worte verklangen, für den Schwarzen Tod war die Sache erledigt. Wieder einmal war der Kampf zwischen den beiden unentschieden ausgegangen.

Myxin zog sich weiter zurück.

Er dachte daran, sich noch intensiver mit der unheilvollen Magie zu beschäftigen, denn nicht allein der Schwarze Tod zählte zu seinen Feinden, es gab genügend Menschen mit gewissen Fähigkeiten, die ebenfalls versuchten, ihn zu stoppen.

Auch das waren seine Feinde.

Er wollte sie vernichten.

Alle!

Daß dann das Schicksal die Karten anders verteilte, konnte der kleine

Magier zu dieser Zeit noch nicht wissen.

Und bis er es von dem Henker des Schwarzen Tods erfuhr, dauerte es wirklich sehr, sehr lange.

Mehr als zehntausend Jahre…

***

Gegenwart

Eine junge Blondine im schwarzen Minirock und hochgeschlossener, weißer Bluse hatte mich abgeholt und war mit mir in den Fahrstuhl gestiegen, in dem es nach einem leichten Parfüm roch.

Wir standen uns gegenüber. Die Kleine lächelte mit ihrem roten Lackmund.

»Macht es Ihnen Spaß, hier zu arbeiten?« erkundigte ich mich freundlich.

»O ja, sehr. Mr. Eisner ist ein toller Chef!«

Da hatte sie schon den Namen ausgesprochen, dessentwegen ich das ultramoderne Geschäftshochhaus betreten hatte.

Robert T. Eisner - ein Mann, ein Name, ein Gesicht!

Eigentlich kannten ihn neunzig Prozent der Bevölkerung von der Mattscheibe her, denn Eisner war ein allgewaltiger Medienchef, dessen Kommentare gefürchtet waren.

Seine Kommentare beschäftigten sich nicht nur mit der Politik, er nahm sich eines jeden Themas an, wobei er sich auch für die Schwachen und Lobbylosen einsetzte.

Dabei besonders für Farbige und auch für Menschen, die wegen irgendwelcher Bauspekulanten aus ihren Wohnungen geworfen wurden, damit die Häuser abgerissen, die Gegenden saniert und die Eigentümer reich wurden. Da war es Eisner gelungen, einige Verantwortliche an den Bildschirmpranger zu stellen, was den Typen natürlich nicht gepaßt hatte.

Es hatte Drohungen gegen ihn und seine Familie gegeben, und auch Fensterscheiben seines Hauses waren mal zu Bruch gegangen. Das alles konnte einen Mann wie ihn nicht aus der Bahn werfen. Er machte weiter, was ich persönlich toll fand.

Was er allerdings von mir wollte, war mir schleierhaft. Sicherlich brauchte er keinen Polizeischutz.

Wenn ja, mußten das andere Kollegen übernehmen.

»Wir sind da, Sir.«

Die Stimme der Blonden riß mich aus meinen Gedanken. Ich hatte kaum mitbekommen, daß der Lift hielt.

»Danke sehr.«

Ich ließ sie zuerst aussteigen. Als sie vor mir herging, konnte ich ihre Beine bewundern und ihr interessant schaukelndes Hinterteil.

Neidisch war ich trotzdem nicht, denn meine gute Glenda Perkins

konnte es mit der Blonden bestimmt aufnehmen. Und das nicht nur als Sekretärin. Nur war das Büro der Blonden, sie hieß Kathy, viel besser eingerichtet. Nein, das war schon gestylt.

Ich kam mir vor wie in einer futuristischen Raumkapsel. Viel eloxiertes Metall, silbrig glänzend, ein gelber Teppich, für meinen Geschmack zu kalt, aber dunkle. Holztüren, die zwar warm aber bei dieser Einrichtung zu düster wirkten.

Kathy meldete sich über die Sprechanlage bei ihrem Chef, und der wollte mich sofort sehen und während der Zeit auf keinen Fall Anrufe entgegennehmen.

»Natürlich, Mr. Eisner.«

Dann schaltete sie die Anlage ab, schenkte mir ein »lackiges« Lächeln und ging vor. Sie öffnete mir die Doppeltür, und ich durfte eintreten. Ich stoppte meinen Schritt, weil ich den Eindruck hatte, in den blanken Herbsthimmel über London hineinzugehen.

Okay, wir befanden uns hier im vierzehnten Stock, der Himmel war näher als unten auf der Straße.

Aber so nahe?

Die Erklärung war einfach. Es lag an der riesigen Scheibe, die das Mauerwerk ersetzte. Auf sie und damit auch in den weiten Himmel hinein schaute der Besucher.

Das war schon toll. Hier konnte man arbeiten und seine Gedanken fliegen lassen. Vielleicht besaß der Schreibtisch des Medienchefs deshalb die Form eines dreieckigen Drachenflügels. Vor der Grundseite hockte Robert T. Eisner, der Mann, den man hin und wieder als Gewissen der Nation bezeichnet hatte.

Nicht groß, nicht blond, kein Recke.

Das Gegenteil davon. Eher klein, etwas zu dick, mit weichem schütteren Haar, zu dicken Wangen, einem kleinen Mund, doch mit einer Stimme versehen, die ein gewisses Charisma ausstrahlte, das andere in ihren Bann ziehen konnte.

Dieser Mann war schon etwas.

Er trug einen blaugrauen Anzug, ein blütenweißes Hemd und eine gestreifte Seidenkrawatte.

Als er mir entgegenkam, mir die Hand reichte und mich begrüßte, verfiel ich wieder dem Bann dieser Stimme, als würde ich in meinem Wohnzimmer vor der Glotze hocken.

»Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, Mr. Sinclair. Ja, ich freue mich sehr.« Die Stimme klang ehrlich. Eisner war ein Mann, der nicht viele Worte machte.

»Als Fan kann man eine Bitte schlecht ablehnen.«

Er war schon auf dem Weg zur Sitzgruppe, blieb stehen und winkte ab. »Lassen Sie das. Es ist alles halb so wild.«

»Sie sind gut, Mr. Eisner.«

»Danke.« Er deutete auf einen Ledersessel. »Nehmen Sie Platz. Und ich hoffe, daß ich auch so gut bleiben kann, Mr. Sinclair.«

Ich setzte mich. »Warum nicht?«

»Das könnte an Ihnen liegen.« Er setzte sich mir gegenüber und wischte über seine Stirn. In diesem Moment sah er alt und nachdenklich aus. »Darf ich Ihnen etwas zu trinken bringen lassen?«

»Nein, danke.«

»Gut.« Er räusperte sich und ließ seinen Blick schweifen. »Irgendwann hat man ein Ziel erreicht, Mr. Sinclair. Ich bin soweit, ich stehe auf dem Höhepunkt. Nicht daß ich mein Büro in einer so hohen Etage habe, auch sonst nennt man mich einen Medien-Guru und was sonst noch alles. Aber das wird Ihnen bekannt sein.«

»Stimmt.«

»Die Probleme allerdings liegen woanders. Viel tiefer, verstehen Sie?«

»Noch nicht.«

Er schaute mich über den Glastisch hinweg an. Wie ein Kasten stand er zwischen uns. »Können Sie mit dem Begriff Unterbewußtsein etwas anfangen, Mr. Sinclair?«

»Ich denke.«

»Dann brauchen wir nicht erst zu theoretisieren und uns darüber zu unterhalten, was das Unterbewußtsein bedeutet. Es wird in den Träumen hochgeschwemmt, verarbeitet bestimmte Dinge, schafft oder stoppt Ängste. Das habe ich bisher geglaubt, daran glaube ich noch immer. Nun aber ist etwas eingetreten, mit dem ich nicht zurechtkomme. Können Sie sich vorstellen, daß jemand in mein Unterbewußtsein eindringt?«

»Sie meinen eine fremde Kraft?«

»Ja, Mr. Sinclair. Oder sogar eine fremde Macht. Ich habe seit einigen Tagen den Eindruck, manipuliert zu werden. Und zwar im Schlaf, wenn Sie verstehen.«

»Nicht ganz…«

Er räusperte sich. »Die Sache ist so. Mein Unterbewußtsein reagiert nicht mehr so wie früher. Es flippt aus. Es steht nicht mehr auf meiner Seite. Es ist von einer fremden Macht kurzerhand übernommen worden, von einer Psychokraft.«

Er stoppte, schaute mich an, wartete auf meine Antwort, ich nickte ihm zu. »Reden Sie weiter.«

»Sie lachen mich nicht aus, Mr. Sinclair?«

»Wie käme ich dazu? Wäre ich sonst hier?«

»Stimmt. Da habe ich nicht nachgedacht.« Er senkte seine Stimme. »Diese fremde Macht, die mich manipulieren will, teilt mir etwas mit. Zunächst waren es nur Bruchstücke, dann entstanden Worte, später ganze Sätze. Zunächst vergaß ich sie. Nach dem Aufwachen konnte ich mich zwar noch daran erinnern, daß da etwas gewesen war, aber

an nichts Konkretes. Es war einfach nichts mehr da, wie weggeputzt, alles vorbei, ohne Sinn.«

»Und dann?«

»Ja«, sagte er und legte die Hände auf den Glastisch. »Dann ergab es gewissermaßen einen Sinn. Plötzlich konnte ich mich wieder erinnern. Die Sätze fielen mir wieder ein wie bei einem Schüler die Strophen eines Gedichts.«

»Was teilte man Ihnen denn mit, Mr. Eisner?«

Die Erinnerung überwältigte ihn. Sie machte auch einen starken Mann wie ihn schwach. »Eine Stimme war da und sprach von früheren Zeiten in einem anderen Land.«

Er pausierte, deshalb fragte ich nach. »Ist diese Stimme konkreter geworden?«

»Sicher, Mr. Sinclair, sicher. Nach einigen weiteren Nächten. Nachdem mir das Land und damit seine Vor- und Nachteile beschrieben worden waren, erfuhr ich den Namen. Ich hatte natürlich davon schon gehört, auch etwas darüber gelesen, doch als ich direkt damit konfrontiert wurde, da bekam ich einen Schock. Nie werde ich das Erwachen und mein Erinnern vergessen, denn das Land hieß - Atlantis!«

Ich schaute ihn an. Wahrscheinlich nicht sehr gescheit, wie sollte ich sonst sein etwas mokantes Lächeln deuten? Natürlich schossen mir Gedanken durch den Kopf. Ich dachte an Myxin, an Kara, an den Eisernen Engel, an meine Abenteuer in diesem Kontinent und an die Beeinflussung dieses Landes, die bis in die Gegenwart hinein reicht, was ich schon oft genug erlebt hatte.

Jetzt also wieder!

Er sah skeptisch aus. »Sie glauben mir wohl nicht, Mr. Sinclair. Kann ich Ihnen auch nicht verdenken, aber ich hörte von Ihrem Chef, den ich von einigen Empfängen her kenne, daß Sie sich mit gewissen Phänomenen beschäftigen, zu denen auch Atlantis gehört.«

»Das ist richtig.«

»Dann glauben Sie mir?«

»Ja.«

Er lehnte sich zurück. In seinem Gesicht arbeitete es. »Danke«, flüsterte er, »ich bedanke mich vielmals.«

»Das brauchen Sie nicht. Ich kenne Atlantis, ich weiß auch, wie es sich melden kann. Dennoch hätte ich natürlich Fragen.«

»Deswegen bat ich um Ihr Kommen. Sie sollen fragen, damit wir gemeinsam eine Lösung finden.«

»Das ist gut. Sie haben von Ihren Träumen berichtet. Sind diese allgemein geblieben, oder wurden sie konkret? Bezogen sie sich auf irgendwelche Personen, Landstriche und so weiter?«

»Sie waren personenbezogen.«

»Die Stimme, die…«
Er ließ mich nicht ausreden. »Ja, Mr. Sinclair, es ging um die Stimme, die einer bestimmten Person gehörte. Sie sprach von einem Henker, sie redete von einem Wesen, das unter dem Begriff Schwarzer Tod bekannt war, von einem Myxin und einer langen Rache, die bald stattfinden würde. Diese Person will sich wegen ihrer Rache meiner Person bedienen. Ich bin praktisch der Ausführende, die Exekutive.«
»Sagen Sie nur.«
»Ja, und ich weiß auch, wer sich meiner bedienen will. Es ist der Henker.«
»Mehr nicht?«
»Der Henker des Schwarzen Tods habe ich wohl herausgehört. Ich kann mich auch irren, aber…« Er verstummte, weil ihn die Erinnerung wieder überwältigte.
Ich lehnte mich zurück. Zwar wußte ich noch nicht viel, aber eines stand fest.
Ich war wieder drin.
Und zwar voll in der Sache, denn die Namen Myxin und Schwarzer Tod konnte sich Eisner nicht aus den Fingern gesaugt haben. Leider waren seine Ausführungen bisher noch zu allgemein gewesen, so wollte ich von ihm Genaueres erfahren.
»Das ist schwer.«
»Bitte, Sie müssen versuchen, sich zu erinnern.«
Robert T. Eisner räusperte sich. »Ich will Ihnen etwas sagen, was ich auch nicht überreiße. Es ist der Begriff Gastkörper gefallen. Da habe ich mir natürlich meine Gedanken gemacht. Es ist kein weiter Weg bis zu einer Antwort. Aber als Gastkörper könnte ich mich schon ansehen. Oder meinen Sie nicht?«
»Wenn Sie es so sehen, will ich es nicht abstreiten.«
»Dann glauben Sie auch daran, daß die fremde Macht Zeiten überbrückt und überdauert hat?«
»Ja.«
»Danke.«
Unser Gespräch war bisher ernst verlaufen. Nun mußte ich lachen. »Warum bedanken Sie sich, Mr. Eisner?«
»Weil Sie Verständnis dafür gehabt haben - deshalb. Das hätte nicht jeder so geschafft wie Sie. Ich möchte Ihnen da meinen herzlichen Dank aussprechen.«
»Noch haben wir den Fall nicht gelöst.«
»Aber Sie glauben, daß es ein Fall ist. Oder zumindest werden wird?«
»Davon gehe ich aus.«
»Diesmal möchte ich Sie bitten, konkreter zu werden. Wie soll ich mich verhalten?«
Ich hob die Schultern. »Es kommt darauf an, wie stark ihre Träume

waren, Mr. Eisner.«

»Sehr stark.«

»Und weiter?«

»Was wollen Sie hören?«

»Fühlen Sie sich beeinträchtigt? Oder noch härter gefragt: Fühlen Sie sich bereits von der anderen Macht übernommen? Sind Sie nicht mehr Sie selbst, Sir?«

Er lehnte sich zurück, drehte den Kopf und schaute gegen die sehr breite Fensterscheibe, hinter der Londons Himmel lag. Er hatte inzwischen einige Wolken bekommen. Zwar waren sie noch klein, aber ihre graue Farbe versprach Regen. »Doch, Mr. Sinclair. Ich bin ich selbst. Ja, das kann ich nicht abstreiten, aber in meinen Träumen bin ich schon ein anderer. Ich habe es vorhin nicht zugeben wollen, diesmal komme ich nicht daran vorbei. Ich fühle mich nicht nur manipuliert, sondern schon übernommen. Und das ist schlimm.«

»Kann ich Ihnen gut nachfühlen.«

»Danke.«

»Dann werden wir eben Gegenmittel einsetzen müssen«, sagte ich spontan. »Und die wären?«

»Nun, das eine Mittel bin ich.«

»Das verstehe ich nicht.«

Ich lächelte. »Mr. Eisner, haben Sie etwas dagegen, wenn ich bei Ihnen bleibe?«

Er dachte kurz nach und fragte nach. »Meinen Sie als mein Leibwächter?«

»So ähnlich.«

»Nein, eigentlich nichts. Allerdings muß ich heute abend ins Studio. Sie können sich dann schlecht vor den Bildschirm setzen und…«

»Muß es sein?«

Erstaunt sah er mir ins Gesicht. »Ja, das muß sein. Daran führt kein Weg vorbei.«

»Ich rate Ihnen trotzdem ab.«

Er winkte mit beiden Händen. »Nein, Mr. Sinclair, diese Sendung lasse ich mir nicht nehmen. Ich habe da das Thema Kurden im Irak und einige sehr brisante Informationen bekommen. Ich muß die Sendung einfach machen, sie ist ein Dokument, verstehen Sie? Ein Stück Zeitgeschichte, Mr. Sinclair.«

»Das ist verständlich.«

»Sehen Sie.«

Ich konnte diesen Journalisten nicht vom Gegenteil überzeugen, fragte ihn dann, ob ich in seiner Nähe bleiben könnte. Nicht vor, sondern hinter der Kamera.

»Das ist selbstverständlich.« Jetzt lächelte er. »Aber warum das alles, Mr. Sinclair? Ich habe den Druck doch nur in meinen Träumen

bekommen, da übernimmt jemand meine Persönlichkeit und schiebt sich in mich hinein.«

»Wer sagt Ihnen denn, daß es dabei bleibt?«

Er schluckte. »Wenn man es aus diesem Blickwinkel betrachtet, könnten Sie recht haben, Mr. Sinclair.«

»Ich muß so denken. Es ist praktisch meine Pflicht als Polizist. Außerdem stütze ich mich auf gewisse Erfahrungswerte, die keinesfalls außer acht gelassen werden sollen.«

»Das ist wahr.«

Ich wußte, daß die Zeit eines Medien-Managers begrenzt ist und kam allmählich zum Schluß.

»Wann betreten Sie normalerweise das Studio, Mr. Eisner?«

»Spätestens zwei Stunden vor Sendebeginn. Ich gehe mein Manuskript noch einmal durch, dann werde ich geschminkt, und das alles nimmt Zeit in Anspruch.«

»Ja, das wissen Sie besser. Nur werde ich dann um diese Zeit auch dort sein. Könnten wir uns vor dem Gebäude treffen?«

»Am Haupteingang.«

»Ist mir sehr recht.« Ich erhob mich, und auch Robert T. Eisner stand auf.

Er lächelte etwas verlegen, wußte wohl nicht, wie er beginnen sollte. »Es ist ja so, Mr. Sinclair, Sie sind in diesem Fall der Fachmann. Können Sie mir einen Rat geben, wie ich mich verhalten soll?«

»Völlig normal.«

»Keine Maßnahmen zur Sicherheit treffen?«

Ich hob Schultern und Arme. »Welche wären es denn, Mr. Eisner? Was wollen Sie tun? Was soll ich tun? Sie in einen Käfig setzen?«

»Das sicherlich nicht. Wenn ich Sie so reden höre, dann könnte ich auch so etwas wie ein Lockvogel sein - oder?«

»Das ist möglich.«

Er räusperte sich. »Dann weiß ich Bescheid. Sie haben vor, diese andere Kraft erst in mich eindringen zu lassen. Aber wird es Ihnen auch gelingen, Sie hervorzuholen?«

»Das ist natürlich eine andere Frage. Zunächst einmal möchte ich mich mit ihr beschäftigen.«

»Tun Sie das. Vorausgesetzt, sie läßt mich nicht im Stich.« Jetzt lachte er wieder. »Stellen Sie sich vor, Mr. Sinclair. Diesmal sehne ich sie beinahe herbei«

»Sehen Sie nicht zuviel, Sir.«

Er brachte mich bis zur Tür. Dort blieben wir stehen, und er legte mir eine Hand auf die Schulter.

»Sie glauben gar nicht, wie dankbar ich Ihnen bin, Sir.«

»Bitte nicht jetzt danken. Machen Sie das später, wenn wir es überstanden haben.«

Meine Antwort hatte ihn nachdenklich gemacht. »Eine Frage habe ich trotzdem noch.«

»Bitte.«

»Wie gefährlich ist es? Wie hart kann es werden?«

»Das weiß ich nicht.«

»Und Atlantis selbst?«

Ich hob die Schultern. »Es ist ein schönes Land, Mr. Eisner. Aber wie alle schönen Länder hat es auch seine Vor- und Nachteile. Es gibt Licht und Schatten.«

»Ja, das dachte ich mir. Hoffentlich überwiegt bei mir das Licht.«

»Wir werden sehen.«

Er reichte mir die Hand. Ein fester Händedruck, der mir auch ein gewisses Vertrauen entgegenbrachte.

Im Vorzimmer stand die Blonde auf, als ich zur Tür ging. »Darf ich Sie wieder hinausbegleiten, Sir?«

»Nein, nicht nötig. Ich kenne den Weg inzwischen.« Ich schaute mich um. »Fühlen Sie sich hier wohl?«

»Sehr sogar.«

»Dann kann ich Ihnen nur gratulieren, Kathy.«

»Oh.« Sie errötete leicht. »Sie kennen meinen Namen.«

»Klar doch.« Ich deutete über ihre linke Brust. »Er steht ja auf dem Schild.«

»Wie dumm - ja…« Sie fing an zu kichern, und ich zog mich zurück. Ob Eisner mit dem Tierchen happy war? Ich hatte da so meine Zweifel. Vielleicht hatte sie auch nur gespielt.

Ich war ziemlich locker hergekommen. Dieses Gefühl war nun verschwunden. Zwar hatte ich nicht gerade Herzrasen, aber der Druck war schon da. Es braute sich etwas zusammen. Wieder einmal mit Atlantis als Basis. Nur stand diesmal nicht der Kontinent im Mittelpunkt, sondern eine Person, die dort gelebt hatte.

Der Henker des Schwarzen Tods.

Und das bereitete mir Kummer…

***

Ich sprach mit Suko über den neuen Fall, auch wenn er noch immer in der Gestalt eines Kindes umherlief und mit seinem Schicksal haderte. Dank des Stabes jedoch handelte er wie ein Erwachsener und dachte natürlich auch so.

»Und wie steht es mit einer Lösung, John? Wenn ich dich so anschaue, hast du keine parat.«

Ich saß ihm gegenüber und spielte mit einer Untertasse. »Nein, die habe ich nicht. Von meiner indirekten Lockvogel-Theorie habe ich dir ja berichtet.«

»Stimmt. Ich wüßte jedoch eine bessere Lösung.«

»Dann sag sie.«

Das tat er noch nicht. Statt dessen drückt er sich in eine Ecke der Couch, so daß er noch kleiner wirkte. »Du mußt dich mit Myxin in Verbindung setzen. Nur er kann dir helfen.«

»Toll, das weiß ich auch.«

»Du kannst ihn aber nicht erreichen.«

»Das ist das Problem.«

Wir ärgerten uns beide darüber. Im Gegensatz zu uns gab es für Myxin und Kara keine Probleme, mit uns in Verbindung zu treten. Sie lebten bei den *flaming stones* und konnten sich praktisch durch deren magische Kraft herteleportieren. In umgekehrter Richtung war uns das leider nicht gegönnt.

Suko ärgerte sich ebenso wie ich. Er sprach den Ärger auch aus. »Da muß doch mal ein Weg geschafft werden, verdammt. Wir werden Kara und Myxin mal sehr dringend darauf hinweisen.«

»Hat das Sinn? Sie haben ihr Refugium, in dem sie unter sich bleiben wollen. Außerdem sind sie ständig auf der Hut. Durch die Kraft der flammenden Steine bekommen Sie oft genug eine Warnung vor gewissen Dingen.«

»Nur nicht in diesem Fall - oder?«

Ich hob die Schultern. Es hatte auch keinen Sinn, sich zu ärgern, obwohl ich davon überzeugt war, daß der kleine Magier direkt davon betroffen war. Nicht grundlos hatte ihn Eisner mir gegenüber erwähnt.

Es gibt ein Sprichwort, das besagt, wenn man vom Teufel spricht, ist er zumeist nicht weit.

Hier war es nicht der Teufel, sondern Myxin.

Plötzlich war er da. So als hätte er es gerochen. Wir sahen noch das Flimmern inmitten des Wohnraums, dann stand der kleine Magier plötzlich bei uns und lächelte.

Wir schauten ihn an.

Sein Lächeln blieb, auch als sich seine Blicke über Sukos Gestalt bewegten. Er fragte nicht, er sagte nichts über seine Veränderung, er nahm sie einfach hin.

Ich stand sehr langsam auf. Mein Lächeln war leicht kantig, als ich Suko anschaute. Der nickte nur Myxin zu und meinte dann: »Irgendwo habe ich es gewußt.«

»Was gewußt?«

»Daß du hier erscheinen wirst.«

»Ach so. Und weiter?«

»Das kann dir John sagen.«

Ich hatte mich wieder gesetzt. Diesmal allerdings hockte ich auf der Sessellehne. »Wenn du freiwillig kommst, dann steht es kurz vor dem Brand, nicht wahr?«

»Könnte sein.«

»Ich werde mal weiter spekulieren. Es geht um Dinge, die eigentlich schon hätten versunken sein müssen. Um den Schwarzen Tod möglicherweise und dessen Henker.«

»Exakt.«

»Dann ist es wahr, was Eisner träumte.«

Myxin ging nicht auf meine Bemerkung ein. Er stand da, ohne sich zu rühren, fing aber mit seiner Erklärung an. Er redete mit sehr leiser Stimme. In seinem glatten, leicht grünlichen Gesicht regte sich nichts. Er sprach von den Steinen, die ihm eine Warnung geschickt hatten. »Und zwar eine Warnung, die nur mich etwas angeht. Nicht Kara und auch nicht den Eisernen Engel. Ich bin davon betroffen.«

»Weshalb?«

»Es geht um die Vergangenheit. Es geht um Atlantis, um einen Kampf, den ich dort ausfechten mußte. Ich wollte den Henker des Schwarzen Tods vernichten, aber ich war nicht gut genug. Vielleicht war die Zeit auch nicht reif, jedenfalls schaffte ich es nicht ganz. Er wurde nur unter Massen von Geröll begraben. Ich wollte ihn dort einschmelzen, als der Schwarze Tod erschien und mich praktisch in die Flucht jagte. Es ist zwar keine Heldentat gewesen, aber ich streite es nicht ab.«

»Und jetzt ist er wieder da?«

»Es sieht so aus.«

»Schon hier in der Nähe?« hakte ich nach.

»Nein, ich glaube nicht. Er befindet sich auf einem gefährlichen Weg, nehme ich an. Ich wollte nur, daß du Bescheid weiht. Es kann auch sein, daß du auf der Liste stehst, ebenso wie Suko, denn er wird sich über mich erkundigt haben. Oder man hat ihm Informationen zufließen lassen. Ich weiß es nicht genau.«

»Dann wären doch auch Kara und der Eiserne Engel in Gefahr«, sagte Suko. »Das hast du aber abgestritten.«

»Nicht so wie ihr.«

»Weshalb nicht?«

»Sie können sich besser wehren«, erwiderte Myxin. »Sie haben die entsprechenden Waffen. Der Henker wird wissen, daß er nicht ohne Schwierigkeiten an sie herankommen kann.«

»Wir haben auch nichts direkt mit ihm zu tun«, sagte ich. »Wir hörten von ihm.«

»Inwiefern?«

»Durch einen anderen. Eine dritte Person wies uns auf ihn. Und sie sprach auch von dir. Der Mann heißt Robert T. Eisner. Du wirst ihn bestimmt nicht kennen.«

»Stimmt.«

Ich berichtete Myxin von meiner Unterhaltung mit Eisner. Auch das brachte nicht viel, denn keiner von uns konnte genau sagen, wann und

wie der Henker des Schwarzen Tods erscheinen würde. Es stand nur fest, daß er sich rächen wollte.

»Warum?« fragte Suko, »wendet er sich dann nicht direkt an dich, Myxin? Es wäre doch einfacher gewesen.«

»Für ihn nicht. Wäre er bei den Flammenden Steinen erschienen, hätte er verloren. Die Steine sind unser Refugium. Ich glaube nicht, daß er ihrer Kraft trotzen kann.«

»Da magst du recht haben.«

»Leider weiß ich nicht, wie und wann der Henker erscheinen wird. Wir müssen mit gewissen Tricks rechnen.«

Ich hob die Augenbrauen. »Kannst du ihn denn wenigstens beschreiben, damit wir ihn erkennen.«

Myxin lachte ziemlich freudlos. »Ich kann es natürlich, aber ob es etwas nützt, weiß ich nicht, weil ich davon ausgehe, daß er sich auch in einer Verkleidung zeigt.«

»Beschreibe ihn trotzdem, falls du ihn noch in deiner Erinnerung hast«, bat ich.

»Und ob ich den habe.«

In der nächsten Minute bekamen wir die Beschreibung eines Wesens geliefert, dessen Anblick schon Furcht einjagen konnte. Der Henker sah zwar aus wie ein Mensch, aber das besagte nichts, auch wenn er nun mal einen menschlichen Körper besaß.

»Ist er verletzbar?«

Myxin sah mich an. »Das kann ich dir nicht genau sagen. Bestimmt nicht so wie ein Zombie, auf den du mit einer geweihten Silberkugel schießt. Ich kann mir vorstellen, daß es andere Möglichkeiten gibt, aber die müssen zunächst einmal herausgefunden werden. Das ist nicht das Thema, John. Wichtig ist mir dieser Ronald F…«

»Eisner. Robert T. Eisner.«

»So heißt er also. Er ist meiner Ansicht nach ausgesucht worden. Man hat ihn schon unter Kontrolle und manipuliert.«

»Ein Zufall?«

»Leichte Frage, schwere Antwort«, sagte der kleine Magier. »Ich weiß es nicht, würde aber eher sagen, daß es kein Zufall ist. Diese Kräfte planen, sie überlassen nichts der Fügung. Er hat mir damals die Rache versprochen, er wird dieses Versprechen einhalten.«

»Welche Chancen siehst du, dem einiges entgegenzusetzen?« wollte ich wissen.

»Das ist schwer. Er kennt keine Gnade. Er wird raffiniert und gleichzeitig brutal vorgehen.«

»Wie meinst du das?«

»Ganz einfach, John. Es wird ihm nichts ausmachen, Unschuldige in seine Rache mit einzubeziehen. So kann er mich locken, so kann er mir ein schlechtes Gewissen aufoktroyieren. Käme er direkt zu den

Steinen, wo ich mich aufhalte, hätte er keine Chance gehabt. Und das weiß er ganz genau. Also versucht er es auf die andere, die harte, die grausame Tour. Er wird Opfer wollen…«

»Ja, und ich spiele den Leibwächter für Eisner.«

»Das ist eine gute Sache.«

»Willst du mit?«

Myxin überlegte. »Das wäre nicht einmal schlecht. Andererseits will ich noch nicht auffallen. Ich stecke da wirklich in einer Zwickmühle. Ich habe mich dazu entschlossen, daß ich euch ins Vertrauen ziehe. Ihr wißt, daß ich da bin. Sollte es brenzlig werden, dann erscheine ich. Aus bestimmten Gründen möchte ich mich im Hintergrund halten. Würde er mich sofort sehen, könnte es zu einer Katastrophe kommen. Dann rastet er sicherlich aus. Er hat eben zu lange auf seine Rache warten müssen.«

Das klang einleuchtend. Dennoch fragte ich den kleinen Magier. »Du bist ihm dann nie mehr begegnet?«

»Nein, nie mehr. Nicht seit unserer Auseinandersetzung. Er war für mich begraben. Zudem hatte ich andere Sorgen. Ich wußte ja, daß der Kampf zwischen mir und dem Schwarzen Tod dicht bevorstand. So ist es dann ja auch gekommen, wie ihr wißt.«

Ja, wir wußten Bescheid. Der Schwarze Tod hatte Myxin besiegt, ihn aber nicht getötet, sondern ihn in der Tiefe des Meeres in einen magischen Schlaf versenkt. Nach mehr als zehntausend Jahren war der kleine Magier dann von uns befreit worden.

Damals noch ein Schwarzblütler, hatte er die Wandlung geschafft und stand nun auf unserer Seite.

»Dann ziehst du dich jetzt zurück?«

»Sicher.« Er sah sehr ernst aus. »Unterschätzt ihn nicht«, riet er uns zum Abschied. »Auch nach dieser langen Zeit bleibt er noch gefährlich. Nicht grundlos ist er der Henker des Schwarzen Tods gewesen.«

»Keine Sorge, Myxin, wir kommen schon mit ihm zurecht.« Ich hatte die Worte kaum ausgesprochen, da war der kleine Magier wieder verschwunden. Einfach so.

Ich hörte Suko leise fluchen. Als ich ihn anschaute, sah er aus, als wollte er mir an die Kehle springen. »Welche Laus ist dir denn über die Leber gelaufen?«

»Da fragst du noch?« fauchte er mich an. »Sieh mich doch an, verdammt noch mal. Wie sehe ich aus? Ich bin ein Kind, mehr nicht. Ein verdammtes Kind, das denkt und handeln möchte wie ein Erwachsener. Ausgerechnet in diesem Fall kommt mir mein Zustand besonders deutlich negativ vor. Ich kann mich damit nicht abfinden, verstehst du? Heute hat es mich besonders hart getroffen. Dieser Henker, John, das wäre doch auch etwas für mich gewesen. Ich

hätte…«
Er brach ab, als er meinen Blick sah. »Tut mir leid, Suko, aber ich möchte dich nicht mitnehmen.«
»Klar, John, kleine Kinder müssen eben im Haus bleiben. Das ist schon richtig.«
»Hör doch auf, Mann.«
»Nein, so ist es doch.«
»Du warst doch auch dabei, als wir den Gärtner stellten.«
»Das ist kaum ein Trost.«
Ich wiederholte mich, aber etwas anderes wußte ich auch nicht zu sagen. »Es werden andere Zeiten kommen, Suko. Davon bin ich überzeugt. Ich setze alles daran, einen Weg zu finden. Shao ebenfalls…«
»Und der Teufel?« höhnte er. »Er ist doch derjenige, in dessen Abhängigkeit ich stecke. Er hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Der Satan ist der Schlüssel. Er wird keinem von uns den Gefallen tun und alles rückgängig machen. Ich bin durch sein Seelenschwert verändert worden. Doch den Rückweg wird er uns nicht zeigen.«
Ich konnte Sukos Verbitterung sehr gut verstehen. Ich hätte nicht anders gehandelt, dennoch wußte ich nichts weiter zu sagen als tröstende Worte. Die Hoffnung allerdings gab ich nicht auf. Irgendwann würde ich schon einen Weg finden.
»Du gehst jetzt?« fragte er, als ich ihm die Hand entgegenstreckte, um mich zu verabschieden.
»Ja, ins Studio. Ich will mich davor mit Robert T. Eisner treffen.«
»Ich schalte den Apparat ein und werde mir seine Sendung anschauen.«
»Tu das.«
Suko brachte mich noch zur Tür. Als ich in den Flur trat, sagte er mit erstickt klingender Stimme:
»Ist so verdammt einsam, wenn man allein in der Wohnung hockt.«
Er schlug die Tür zu.
Ich spürte ebenfalls den Kloß im Hals und fragte mich, ob Suko überhaupt noch eine Chance hatte…

***

Das Gittertor war nicht geschlossen, so konnte ich auf das Gelände des Studios fahren und fand auch einen freien Parkplatz, wo ich meinen Wagen abstellte.
Über den Dächern der Fahrzeuge breiteten sich die Äste der dort wachsenden Laubbäume aus. Der erste scharfe Wind hatte bereits einige Blätter abgerissen und sie auf den Parkplatz geschleudert. Im Moment regnete es nicht. Der Himmel war noch hoch und hell, aber die Dicke der grauen Wolken hatte zugenommen.

Ich steuerte den gläsernen Eingang an und mußte auf die rechte der beiden Schleusen zugehen. Sie führte an der verglasten Loge des Portiers vorbei.

Der Mann dahinter winkte, und ich blieb stehen. Durch eine Öffnung sprach er mich an.

Ich stellte mich vor und wollte Robert T. Eisner erwähnen, das allerdings war nicht mehr nötig. Der Medien-Mann hatte bereits, eine Nachricht hinterlassen. Er erwartete mich in der Kantine des Funkhauses.

»Und wo ist die?«

»Fahren Sie in den vierten Stock.«

»Danke.«

Man hatte das große Haus von innen renoviert und auch neue Fahrstühle einbauen lassen. Alles wirkte noch sehr sauber, beinahe schon klinisch. Im Gang hingen Bilder an den Wänden, die allesamt Promis zeigten, die hier zu Gast gewesen waren. So fühlte ich mich nicht. Die Kantine fand ich rasch.

Die meisten der Plätze waren leer. Ich setzte mich an das Fenster, in die Nähe der Tür. So konnte ich den Eingang gut im Auge behalten.

Einen Kaffee wollte ich schon trinken. Am Büfett füllte ich eine Tasse voll und entschied mich auch für einen kleinen Imbiß. Das Sandwich sah gut aus und schmeckte frisch. Zwischen den beiden Hälften klemmten ein Salatblatt und eine Scheibe mit Putenfleisch.

Ich trank, aß und schaute aus dem Fenster. Dabei dachte ich natürlich auch über den Fall nach. Bisher war er noch nicht in eine konkrete Phase getreten, er schwebte noch wie eine Drohung über mir.

Ich hatte den Schwarzen Tod ja oft genug erlebt. Mir war es letztendlich gelungen, ihn mit meinem Bumerang zu vernichten, einer Waffe, die sich aus den letzten Seiten des Buchs der grausamen Träume gebildet hatte. In Atlantis aber war seine große Zeit gewesen, da hatte er sich auch auf zahlreiche Helfer verlassen können, wie eben diesen gefährlichen Henker, der nun Myxin an den Kragen wollte.

Ich leerte die Tasse und zündete mir eine Zigarette an. Sinnend schaute ich dem Rauch nach, der sich vor der Fensterscheibe verteilte. Ich hoffte stark, daß wir ihn erwischten. Er mußte einfach in eine Falle gehen, wenn nicht, würde er wüten.

Nahe Schritte in meiner unmittelbaren Umgebung ließen mich den Kopf drehen.

Robert T. Eisner kam. Er hatte sich gut in der Gewalt, lächelte und setzte forsch seine Schritte. Als ich aufstehen wollte, legte er mir eine Hand auf die Schulter. »Bleiben Sie bitte sitzen, Mr. Sinclair. Schön, daß Sie hier sind.«

Er war bereits geschminkt und auch umgezogen. Eisner trug einen

schwarzen, gut geschnittenen Blazer und dazu eine beigefarbene Hose. Die Krawatte war bunt, aber nicht zu grell, insgesamt machte er einen gediegenen Eindruck. Er kam mir auch nicht nervös vor. Wenn er es war, hatte er sich gut in der Gewalt.

Er lächelte. »Es dauert noch etwas. Ich dachte mir, daß wir zuvor ins Studio gehen, damit Sie sich mit den Räumlichkeiten vertraut machen können.«

»Einverstanden. Sofort?«

»Ich trinke erst noch einen Kaffee.«

»Den kann ich auch vertragen.«

»Dann hole ich zwei.«

Eisner war schnell wieder zurück. Nach dem zweiten Schluck stellte ich meine Frage. »Sie haben sicherlich nachgeforscht oder in sich hineingelauscht, Mr. Eisner.«

»Ja, das stimmt.«

»Und zu welch einem Ergebnis sind Sie gekommen?«

»Zu keinem, Mr. Sinclair. Es ist nichts mehr passiert. Diese andere Kraft hat sich nach unserem letzten Gespräch nicht mehr bei mir gemeldet.«

»Dann könnten Sie heute Hoffnung haben?«

»Nein, überhaupt nicht.« Er räusperte sich. »Ich bin da echt überfragt, Mr. Sinclair. Ich hoffe natürlich nicht, daß etwas passiert, aber ich will es auch nicht ausschließen.«

»Das kann ich mir denken.«

»Es wäre natürlich fatal, wenn mich die Macht während meiner Sendung überfällt.«

»Ist das schon passiert?«

»Nein! Zum Glück nicht.«

»Auch nicht entfernt?«

Er hob die Schultern und dachte dabei nach. »Ja, so ungefähr. Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, Mr. Sinclair. Ich hatte schon einmal den Eindruck, als würde sich etwas vor mein Gehirn schieben, aber das ist dann schnell vergangen.«

»Aber der letzte Traum war am intensivsten - oder?«

»Richtig.«

»Gut, dann möchte ich mir gern das Studio anschauen.«

Robert T. Eisner schaute mich etwas schief an. Wahrscheinlich hatte er von mir noch etwas mehr erhofft, aber ich hütete mich, ihn durch Vermutungen nervös zu machen.

Wir gingen den Weg ins Studio. Wieder ein Gang, ein zweiter, dann sahen wir die breite Tür. Sie bestand aus zwei Hälften und war weit, aufgezogen worden.

Dahinter lag die Halle.

Sie war eigentlich für größere Produktionen eingerichtet. Ein wenig

erinnerte sie mich auch an eine Arena, weil die Bankreihen halbrund waren. Sie standen da wie eine Treppe. Jeder Zuschauer, der dort saß, konnte auch alles mitbekommen.

Kameramänner hockten hinter ihren Apparaten und probierten die richtigen Einstellungen. Ein Regisseur gab Anweisungen, ein zweiter hielt ein Schreibbrett in der Hand. Ein dürres Mädchen stand in der Nähe und putzte seine Brille, das alles gehörte zum Betrieb, das nahm ich am Rande war.

Auf den Mittelpunkt war ein starker Scheinwerfer gerichtet. Der Lichtkegel floß über ein mir von der Glotze her bekanntes Pult, hinter dem Robert T. Eisner stand und moderierte. Er setzte sich nie, er benutzte nur dieses Pult, und wenn er sprach, wirkte er so, als befände er sich auf dem Sprung.

»Hier ist es also«, sagte er zu mir und ließ mir den Vortritt. Ich stellte mich hinter das Pult und nahm automatisch die Haltung des Moderators an.

Nein, das war nichts für mich. Die Augen der beiden Kameras, die Scheinwerfer, die Stimmen der Mitarbeiter, da fühlte ich mich unwohl und verließ den Platz schnell wieder.

»Gefällt Ihnen nicht, wie?«

»Richtig, Mr. Eisner.«

»Man kann sich daran gewöhnen.«

Ich kam wieder auf die Fakten zu sprechen. »Die Sendung dauert eine halbe Stunde, wenn ich richtig informiert bin?«

»Sie sind es.«

»Zeigen Sie noch Filme?«

»Ja, zwei.«

»Dann bleiben Sie aber am Pult stehen. Während die Streifen eingespielt werden.«

»Natürlich.« Er deutete an mir vorbei. »Ab und zu kommt noch jemand, der mich nachschminkt.«

»Und wo kann ich mich hinsetzen?«

»Auf eine der Zuschauerbänke. Bei meiner Sendung wird die Größe des Studios ja nicht voll genutzt. Es ist nur ein kleiner Teil, gerade dieser Mittelpunkt.«

Ich schaute gegen die Decke. Sie selbst sah ich nicht, nur eben ein großes Gitterwerk, das dort entlanglief und auch als Halterung für die zahlreichen Scheinwerfer diente, die durch Motorenantrieb hin- und herbewegt werden konnten.

»Sind Sie zum erstenmal in einem Studio?« fragte mich Eisner.

»Nein, das nicht. Ich schaue mich nur um. Ist wohl Polizistenart, sich die Umgebung genau anzusehen.«

»Rechnen Sie denn mit einer Gefahr von oben?«

Ich hob die Schultern. »Da müssen Sie mich etwas Leichteres fragen,

Mr. Eisner. Eigentlich rechne ich immer mit einer Gefahr. Woher die nun kommt, nun, da möchte ich mich überraschen lassen.«

Ich schaute auf die Uhr. Es war noch eine Stunde Zeit bis zum Beginn. »Wahrscheinlich störe ich hier nur, Mr. Eisner. Ich werde in die Kantine gehen und kurz vor der Sendung meinen Platz einnehmen. Ist Ihnen das recht?«

»Bitte.«

»Okay, viel Glück«, sagte ich und klopfte ihm auf die Schulter.

Er lächelte nur. Es war nicht echt, sondern verkrampft. Kein Wunder, ich hätte ebenso reagiert. Und wenn ich ehrlich gegen mich selbst war, fühlte auch ich mich nicht gerade super…

***

Zehn Minuten vor Beginn der Sendung hatte ich meinen Platz wieder eingenommen und das Gefühl, daß sich einiges in dem Studio verändert hatte.

Von der Dekoration her war zwar alles gleichgeblieben, doch die Stimmung hatte gewechselt. Die Menschen waren aufgeregter, gespannter, eben die typische Atmosphäre vor einer Lifesendung.

Ich saß schräg zum Pult, konnte es gut überblicken. Robert T. Eisner stand bereits davor und blätterte in seinen Unterlagen. Er hörte erst auf, als eine Maskenbildnerin erschien, ihn noch einmal abtupfte und mit dem Kamm über sein Haar strich.

Der Regisseur redete mit den Kameraleuten, schaute selbst in den kleinen Monitor an der Kamera, war zufrieden, was sein Nicken andeutete, und ging zu Eisner.

Was die beiden besprachen, bekam ich nicht mit. Es drehte sich sicherlich um die Sendung.

Für mich war es zwar langweilig, doch ich fügte mich in mein Schicksal. Außerdem ließ ich Eisner nie aus den Augen. Äußerlich gab sich der Mann schon bewundernswert ruhig. Wie es allerdings in seinem Inneren aussah, das war eine andere Sache.

Noch drei Minuten.

Der Regisseur klopfte Eisner auf die Schulter und verließ ihn. Jetzt war Robert T. Eisner allein.

Einsam zudem, nur beobachtet von den Augen der Kameras. Alles was hinter und neben ihnen lag, verschwamm in einer geisterhaften Atmosphäre.

Wie immer, wenn man auf ein bestimmtes Ereignis wartet, vergeht die Zeit quälend langsam. Das war auch hier der Fall. Ich schaute öfter als gewöhnlich auf meine alte Uhr, verfolgte den Lauf des Sekundenzeigers, dann erklang eine geisterhafte Stimme, die den Moderator darauf aufmerksam machte, daß er noch zehn Sekunden Zeit hatte.

»Ist gut, bei mir ist alles klar.«

»Viel Glück.«

Ich konnte auf die drei aufgestellten Monitore schauen. Dort lief das Programm ab. Eine Ansagerin lächelte und sagte einige Worte.

Kameraschwenk, dann wurde der Vorspann eingespielt, eine rasche Folge wechselnder Bilder von allen Brennpunkten auf dieser Welt. Signalrot leuchtete eine Schrift.

Ein letztes Mal zupfte Eisner an seiner Krawatte, Sekunden später stand er im Rampenlicht.

»Guten Abend…«

Es folgte die übliche Moderation zur Einleitung, bevor er auf das Thema der Sendung zu sprechen kam.

Ich beobachtete ihn am Pult, schaute auch hin und wieder zum Monitor und behielt diesen raschen Blickwechsel in der Zukunft bei.

Es war eine Sendung wie jede andere. Mir fiel kein Unterschied auf. Eisner hatte ich öfter gesehen.

Es wurde erst interessanter, als man den ersten Beitrag einspielte.

Bilder aus dem Gebiet der Kurden im Irak.

Schreckliche Aufnahmen, sehr aktuell und direkt. Ich schaute nicht hin, sondern beobachtete Eisner, der nach seinem Glas griff und das Wasser trank.

Tat er das immer? War er nervöser als sonst? Wieder erschien die Maskenbildnerin und tupfte sein Gesicht ab. Auf mich machte Eisner einen fahrigen Eindruck.

Als die Maskenbildnerin zurückging, nahm sie einen anderen Weg. Sie mußte dicht an mir vorbei.

Ich hielt sie an und wollte von ihr wissen, ob sie Eisner zwischendurch immer nachschminken und abtupfen mußte.

»Nein, so gut wie kaum. Nur heute eben. Er scheint mir ziemlich nervös zu sein.«

Sie ließ mich sitzen.

Der Beitrag lief noch immer. Er war auf die Dauer von sechs Minuten angelegt. Robert T. Eisner blätterte derweil in seinen Unterlagen, machte sich noch eine Notiz und steckte den Kugelschreiber mit einer sehr müden Bewegung wieder weg.

Ob das immer bei ihm der Fall war? Ich konnte nicht daran glauben und wäre am liebsten zu ihm gelaufen, dazu allerdings fehlte mir die Zeit, denn der Bericht näherte sich dem Ende. Aus dem Hintergrund bekam der Moderator bereits ein Zeichen.

Er nickte müde.

Dann der Wechsel. Die Kamera holte ihn wieder ins Bild. Sogar sehr groß, sein Gesicht füllte den Schirm aus. Ich konnte es besser sehen, wenn ich mich auf die Fläche des Monitors konzentrierte.

Mir fiel seine Unruhe auf. Der Blick vor allen Dingen ließ mich

stutzig werden. Er wirkte ängstlich, unstet, konzentrationslos. Seine Bewegungen waren auch fahrig. Die ersten Worte brachte er nur mühsam hervor. Auch wenn er nachgeschminkt worden war, so konnte die Schminke den Schweiß nicht aufhalten, der aus seinen Poren drang.

Da lief einiges verkehrt.

Ich kam mir vor wie unter Strom stehend. Ich wußte, daß die andere Macht dabei war, die Gewalt über Eisner zu bekommen. Wie lange konnte er ihr trotzen?

Noch war es zu schaffen, noch riß er sich zusammen, moderierte, mußte allerdings manche Sätze wiederholen und sie dabei richtigstellen. Er klammerte sich förmlich an seinem Pult fest. Es hätte mich nicht gewundert, wenn seine Beine plötzlich nachgegeben hätten und er hingefallen wäre.

Es lag etwas in der Luft.

Sekunden nur, dann würde es passieren, denn Eisners Schwäche nahm leider zu.

Seine Moderation verwandelte sich in ein Gestammel. Natürlich war dies längst den hinter den Kameras stehenden Personen aufgefallen. Sie sprachen über die Sendung. Ich hörte ihre flüsternden Stimmen, die zischten wie Schlangen.

Das nahm ich nur am Rande wahr. Es war wichtiger für mich, Eisner zu beobachten.

Er hielt sich noch.

Aber seine Haltung hatte sich verändert. Er hatte die Arme vorgeschoben und seine Hände um den Rand des Pults geklammert, als könnte er nur so sein Gleichgewicht halten.

Auf einmal schwankte er.

Seine Augen wurden verdreht, er redete noch, aber über die Lippen drangen nur lallende Laute.

Dabei drang ihm der Schweiß in wahren Strömen aus den Poren.

»Abschalten!« rief jemand aus dem Hintergrund. »Der Mann ist doch am Ende.«

Sie schalteten nicht ab. Noch immer sah ich ihn auf dem Monitor. Sehr dicht vor mir. Sein Gesicht war eine Maske der Qual. Die Augen verdreht, weit aufgerissen, als würden sie jeden Augenblick zerfetzt werden.

Er würgte.

Ich stand auf.

Noch immer hielt ich den Blick auf die Mattscheibe gerichtet. Und da sah ich das Schreckliche.

Es dauerte nur wenige Sekunden, mir aber kam die Zeit verflucht lang vor.

Eisner riß seinen Mund noch weiter auf. Gleichzeitig durchschoß ein

heftiger Ruck seine Gestalt. Er sah so aus, als wollte er sich über das Pult hinwegschleudern.

Das Ding wackelte, was ich nur am Rande mitbekam. Etwas anderes war wichtiger.

Wie ein breiter Strom schoß die Flüssigkeit aus seinem Mund. Hellrot und gelb. Als wären Blut und eine andere Masse miteinander vermischt. Das Zeug klatschte auf die Pultschräge, rann daran herunter, dann kippten Eisner und das Pult um.

»Ausschalten!«

Der Monitor wurde dunkel.

Ich jagte in die Höhe.

Wie ein Irrer sprang ich über die vor mir stehenden Bänke und raste auf Eisner zu.

Er und das Pult waren gefallen. Beide lagen auf der Seite. Eisner war von dieser Masse bedeckt, und das Pult hatte einige Spritzer abbekommen.

Ich drehte ihn auf den Rücken.

Starre Augen, kein Herzschlag, kein Zucken der Halsschlagader. Robert T. Eisner war tot…

***

Ich saß neben ihm wie eine Puppe, machte mir Vorwürfe, daß ich nicht eingegriffen hatte und merkte nicht, daß auch andere Menschen einen Halbkreis um mich gebildet hatten.

Jemand schrie mit gellender Stimme nach einem Arzt. Auf dem Monitor war das Zeichen für die Störung eingeblendet. Mehrere Telefone schrillten zugleich, doch in der unmittelbaren Nähe des Toten herrschte eine Grabesstille.

Ich richtete mich auf.

Der Produktionsleiter stand ebenfalls in meiner Nähe. Er hieß Robson. Sein sonnenbraunes Gesicht war fahl geworden. Angst flackerte in seinen Augen.

So laut, daß es jeder hören konnte, sagte ich zu Robson: »Robert T. Eisner ist tot. Es tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen.«

Schweigen, Entsetzen, Stille.

Dann rief eine Frau. »Vielleicht haben Sie sich geirrt. Sie sind doch kein Arzt.«

Auf meinem Körper lag eine Gänsehaut. Sehr langsam schüttelte ich den Kopf. »Ich glaube nicht, daß ich mich geirrt habe. Schon zu oft stand ich vor Problemen wie diesen.«

Robson wandte sich ab. »Er war doch gesund«, flüsterte er. »Wäre er krank gewesen, hätte ich es noch verstehen können, aber so komme ich da nicht mit.«

Ich hätte ihm dazu etwas sagen können, ließ es aber bleiben und

ging einige Schritte zur Seite. Ein Feuerwehrmann ging mit steifen Schritten an mir vorbei.

Ein junger Mann und ein junges Mädchen weinten. Beide saßen auf der untersten Zuschauerbank.

Das Mädchen hatte seinen Kopf an die Schulter des Mannes gelehnt.

Dann erschien ein Arzt. Zu erkennen an der Tasche, denn einen weißen Kittel trug er nicht. Man machte ihm Platz. Ich schaute auf den Rücken des Mannes und bekam ebenfalls mit, wie er den Kopf schüttelte.

Robson kam zu mir und blieb vor mir stehen. »Was ist wirklich geschehen, Mr. Sinclair?«

»Das haben Sie doch gesehen.«

»Ja, stimmt. Aber es Wundert mich, daß es passierte, als Sie hier waren. Sie sind Polizist. Sie verbringen ja nicht Ihren Feierabend hier. Sie müssen etwas wissen.«

»Nicht viel mehr als Sie.«

Robson wollte sich nicht damit abfinden. »Wie kann man denn nur so zusammenbrechen, verdammt? Das ist unnormal. Haben Sie gesehen, was da aus seinem Mund schoß?«

»Das habe ich.«

»Und?«

»Es war Blut.«

»Okay. Und was noch?«

»Das wird die Untersuchung ergeben. Sind meine Kollegen informiert worden?«

»Ja, Sie werden gleich hier erscheinen und auch schon einen Sarg mitbringen«, flüsterte er. Dann drehte er sich zur Seite und wischte über seine Augen.

Ich ging wieder auf die Gruppe zu, die den Toten umstand. Hörte auch die Stimme des Arztes. »Es tut mir leid«, sagte der dunkelhaarige Mann, »aber so etwas habe ich noch nie erlebt. Der… der Mann hat sein Blut ausgebrochen. Schauen Sie sich mal die Masse an. Und das andere Zeug dazwischen. Es ist bestimmt kein Eiter…«

Die Polizisten erschienen. Nicht Bobbies von der nahe Ecke, sondern die Mordkommission, deren Leiter ich kannte. Es war mein alter Spezie Chiefinspektor Tanner, der Mann in Grau und mit dem alten Filz auf dem Kopf.

Als er mich sah, machte er ein Gesicht, das kaum zu beschreiben war. Am liebsten wäre er wieder weggelaufen, doch mein Ernst ließ auch ihn ernst werden.

»John, was ist geschehen?«

»Der Mann ist tot, Tanner. Er brach während seiner Moderation zusammen. Aus seinem Mund schoß das Blut in Strömen, und es geschah von einem Augenblick auf den anderen.«

»Keine Kugel, kein Messer, kein…«
»Gar nichts, Tanner.«
»Und du bist hier.«
»Wie du siehst.«
»Wo ist denn dein Schatten?«
»Zu Hause.«
»Aha, aber du reichst aus. Dann hat es etwas mit magischen Kräften zu tun.«
»Das ist möglich.«
Tanner war heute sauer. »Ja oder nein?«
»Ich weiß es nicht genau. Verdammt, Tanner, bei diesem Fall stehe ich am Beginn.«
Er brummte irgend etwas, schob wütend seinen Filz zurück und ging auf den Tatort zu, den seine Männer bereits abgesperrt hatten. Für mich gab es zunächst nichts zu tun. Ich war ein Zeuge, ich würde verhört werden, bis das jedoch soweit war, dauerte es noch was.
Deshalb nahm ich wieder auf einer der Bänke Platz, wo ich keinen störte.
Die anderen Mitwirkenden der Sendung standen neben der großen Kamera dicht zusammen und unterhielten sich miteinander. Sie sprachen mit leisen Flüsterstimmen und störten meine Gedankengänge nicht, die sich zwangsläufig um Eisners Tod drehten.
Wieso, warum, weshalb?
Was hatte sein Sterben mit dem Henker des Schwarzen Tods zu tun, mit einem alten Fluch, einer alten Rache aus dem längst versunkenen Kontinent?
Ich kam auf keine Lösung, doch ich wußte, daß es da eine Verbindung geben mußte.
Nur war der Faden durch den Tod des Moderators zerrissen. Ihn aber neu wieder aufzunehmen, würde unheimlich schwierig werden, das stand für mich fest.
Ich beobachtete Tanner und seine Leute. Viel gab es für sie nicht zu tun. Sie würden den Fall auch nicht mehr weiter verfolgen müssen, dafür war ich zuständig.
Zwei Träger brachten den primitiven Sarg aus Kunststoff. Er glich mehr einer Wanne.
Tanner traf ich auf halber Strecke zwischen Zuschauersitzen und Tatort. Die Luft war schlecht und trocken. Ich verspürte Durst. Tanner schwitzte unter seinem Hut, nahm ihn aber nicht ab. »Und was hattest du dir jetzt gedacht, John?«
»Nicht viel.«
»Das überrascht mich nicht.«
»Soll ich lachen? Jedenfalls suche ich den Schlüssel, um das Schloß zu knacken. Es muß einen geben, davon bin ich überzeugt. Ich weiß

nur nicht, wo ich suchen soll.«
»Bei mir nicht.«
Ich deutete auf die Wanne. »Aber bei ihm. Er ist der Schlüssel, Tanner, glauben Sie mir.«
»Der ist aber tot.«
»Stimmt. Ich bin allerdings der Ansicht, daß er uns trotzdem noch Hinweise geben könnte. Ich denke da an die Ergebnisse, die bei einer gründlichen Untersuchung der Leiche zutage treten werden.«
»Glaubst du daran?« Tanner war skeptisch.
»Ja, es ist die einzige Chance, die ich habe.«
»Nicht sein Umfeld.«
»Auch das«, gab ich zu. »Aber ich habe live erlebt, wie Robert T. Eisner umkam. Ich sah das Blut und die Masse aus seinem Mund strömen. Es war kaum zu fassen, es war widerlich. Ich habe da als Zuschauer wie in einer tiefen Erstarrung gesessen und…«
»Das war Blut, John. Normales Blut.«
»Und das andere?«
»Lassen wir untersuchen.«
»Es war kein Eiter, Tanner, das glaube ich nicht. Auch wenn es eine Ähnlichkeit aufwies.«
»Okay, was war es dann?«
Ich räusperte mich. »Darüber habe ich nachgedacht und bin eigentlich nur zu einem Ergebnis gekommen. Sehr hell sah das Zeug aus. Es war auch nicht so dick wie Eiter, sondern dünnflüssiger. Ich bin fast der Meinung, daß dieser Mann Plasma ausgestoßen hat. Verstehst du? Altes oder neues Plasma…«
Tanner ging einen Schritt zurück. Wieder hatte er einen Blick bekommen, als wollte er an meinem Verstand zweifeln. »Das kann doch nicht sein, John.«
»Wieso nicht?«
Er ballte die Rechte zur Faust, ließ aber einen Daumen oben. »Verdammt, das packe ich nicht. Plasma ist doch feinstofflich oder so ähnlich. Du hast mir mal gesagt, daß Geister oder ähnliche komische Wesen daraus bestehen.«
»In etwa.«
Tanner tippte mit dem Zeigefinger gegen seine Stirn und drehte auf der Haut einen Kreis. »Wenn das stimmt, mein Lieber, dann müßte ja in diesem Körper ein zweiter gesteckt haben. Oder irre ich mich da?«
»Du irrst dich nicht.«
»Zwei Körper in einem?«
»Das ist zumindest eine meiner Theorien.«
Tanner raufte sich nicht die Haare, sondern zerbeulte seinen Hut, wobei er ihn auf dem Kopf behielt.
»Wenn ich dich ja nicht kennen würde, Geisterjäger, hätte ich dir

jetzt etwas anderes gesagt. Aber so will ich es mal hinnehmen. Kommen wir von der Theorie zur Praxis. Wie sieht es denn jetzt weiterhin aus?«

»Was meinst du?«

»Willst du bei, der Untersuchung dabei bleiben?«

»Ja, das will ich. Ich fahre hinter euch her zu Scotland Yard. Der Tote soll dort untersucht werden. Wir haben die bessere Ausrüstung für diese Dinge.«

»Damit bin ich voll und ganz einverstanden, John.«

»Dann können wir, nicht?«

»Ja, in einigen Minuten.«

Als Tanner ging, drehte auch ich mich ab. Mich hielt hier nichts mehr. In diesem Studio war der Fall in die zweite Phase eingetreten, ich war gespannt darauf, wie die dritte aussehen würde.

Ein wenig aber fürchtete ich mich davor. Denn wer als Henker des Schwarzen Tods fungiert hatte, der mußte praktisch so grausam sein wie er…

***

Der Leichenwagen war mit drei Leuten besetzt!

Einmal der Fahrer, dann die beiden Träger, die den Sarg hineingeschoben hatten und auf dem Laderaum hockten, um den Toten bis zu seinem nächsten Ziel zu begleiten.

Die schmale Kiste war an ihrer Unterseite so angelegt, daß sie auf die Schiene paßte, die als Halt für diesen sperrigen Gegenstand diente.

Die Träger flankierten den Sarg und hockten auf zwei kleinen schmalen Bänken.

Glücklich sahen sie nicht aus, aber sie kannten ein Mittel, um gegen dieses Elend anzukämpfen, das sie Tag für Tag sahen. Das Mittel war flüssig und auf den Namen Gin getauft.

Jeder trug eine Flasche bei sich. Spencer Garlett, dunkelhäutig und schon fast sechzig, die größere Flasche, während sich Raff Soones mit einem Flachmann zufriedengab.

Beide arbeiteten auch als Leichenwäscher und waren froh, überhaupt einen Job zu haben.

Soones nahm einen Schluck, als der Wagen anfuhr. Durch den Ruck stieß er noch mit der Öffnung gegen seine Zähne und verschluckte sich zudem. Hustend spuckte er einen Teil des Gins wieder aus.

Auf dem Sargdeckel bildete sich ein Tropfenmuster.

»Kannst du nicht mehr richtig saufen?« brummte Garlett.

»Leck mich.«

»He, was ist mit dir?«

Soones strich sein langes Haar zurück. Es lag auf seinem Kopf wie schwarze, dicht zusammengelegte Fettstreifen. Er war sauer an diesem

Tag, es hatte bei seiner Frau Ärger gegeben, und das Wetter ging ihm auch auf die Nerven. Nichts paßte so recht mehr zusammen.

»Ich habe keine Bock mehr.«

Der Ältere lachte. »Kann ich verstehen. Das heute ist die letzte Fuhre, dann haben wir Wochenende.«

»Weiß ich.«

»Na und? Da kannst du doch rumturnen.«

»Bei mir nicht. Ich soll was anstreichen.«

»Sagt das dein Weib?«

»Wer sonst?«

Garlett lachte. »Das ist eben der Fluch der Heirat. Mir redet keiner rein. Ich hab' auch keine gefunden, die einen Leichenwäscher heiraten will. Die meisten haben mir gesagt, ich würde immer nach Verwesung stinken, obwohl das Quatsch ist.«

»Das sagt Kitty auch.«

»Dann laß sie doch mal allein!«

Raff Soones hob die Schultern. »Kann ich auch nicht. Na ja, irgendwie bringe ich das schon wieder in die Reihe.«

Über den primitiven Sarg hinweg reichte Garlett seinem Kollegen die Ginflasche. Spencer war am gesamten Körper stark behaart. Selbst auf seinem Handrücken wuchs die graue Wolle.

Soones trank. Mit einem dankbaren Nicken reichte er die große Flasche zurück. Danach klopfte er auf den Sargdeckel. »Was mit dem wohl passiert ist?«

»Blutsturz!«

»Nicht nur das.«

Spencer winkte ab. »Hör doch auf, Mann. Was interessiert es uns denn? Laß uns lieber an das Wochenende denken.« Er drehte den Kopf und schaute durch den hellen Spalt in der ansonsten dunklen Scheibe. »Hoffentlich hält sich das Wetter.«

Soones hob nur die Schultern. Es war ihm egal, ob es regnete oder nicht. Er mußte sowieso anstreichen.

An einer Ampel stoppte der Wagen. Vorn im Fahrerhaus sang Ed einen Hit. Er war guter Laune, und an die Fracht, die er immer transportieren mußte, dachte er längst nicht mehr.

Soones hatte sich zurückgelehnt und hing seinen Gedanken nach. Auch Spencer machte kein sehr intelligentes Gesicht. Er starrte auf die noch halbvolle Ginflasche, die er mit beiden Händen festhielt wie einen besonderen Schatz.

Soones hörte das Geräusch.

Er schrak zusammen, setzte sich starr hin.

Spencer hatte etwas bemerkt und blinzelte ihm zu. »Was ist denn? Du siehst aus, als hättest du in die Hose gemacht und wärst noch nicht fertig.«

»Ach hör auf.«
»Sag schon.«
»Hast du das nicht gehört?« flüsterte Soones.
»Nee - was?«
»Das Geräusch. Es… es klang so, als hätte sich jemand gekratzt oder sich aufgebläht oder geschabt…«
»Bist du irre?«
»Nein, Spencer, nein! Und das verdammte Geräusch ist aus dem Sarg gedrungen.«
Jetzt sagte Spencer nichts mehr. Er glotzte gegen den Deckel, schüttelte dann den Kopf und tippte sich selbst gegen die Stirn. Mit dieser Geste war sein Kollege gemeint.
»Das stimmt aber.«
»Aus dem Sarg?«
»Klar.«
»Von dem Toten?«
»Auch das!«
»Aber Tote sind tot. Du hast den doch selbst gesehen. Da war nichts mehr daran zu machen. Der hat den Löffel abgegeben.«
»Ich habe es aber gehört, verdammt!«
Spencer nahm zunächst einen Schluck, bevor er sich dem Sarg entgegenbeugte. Die Flasche stellte er weg, hielt eine Hand neben dem Ohr und tat so, als wollte er lauschen.
Natürlich bekamen sie auch die Fahrgeräusche des Wagens mit, die andere allerdings überlagerten.
Aus dem Sarg mußte schon ein sehr lautes Geräusch dringen, um gehört zu werden.
»Ich höre nichts.«
»Und ich habe mich nicht geirrt.«
Spencer Garlett grinste. »Dann steht also Aussage gegen Aussage. Und was macht man in solch einem Fall?«
»Keine Ahnung.«
»Man überzeugt sich.«
»Das ist dir nicht gelungen.«
»Du verstehst mich nicht, Freund. Man überzeugt sich eben anders. Man packt den Deckel und hebt ihn ab. Das ist alles. Wir müssen nachschauen, wer recht hat.«
Raff Soones verzog angewidert das Gesicht. »Du willst dir noch mal den Körper anschauen?«
»Nicht unbedingt. Nur wenn du nach wie vor auf deiner komischen Meinung beharrst.«
Soones dachte nach. Eigentlich war es ja Quatsch, aber er hatte tatsächlich etwas gehört. Außerdem, wollte er es seinem Kollegen beweisen, um nicht als Spinner zu gelten.

»Ja, tu es!«
»Echt?«
»Mach schon, verdammt!«
Soones schluckte. Komisch war ihm schon zumute. Jetzt hatte er immer wieder mit Leichen zu tun gehabt, hatte sie gewaschen, hatte sie eingesargt, sie waren praktisch seine Begleiter auf dem beruflichen Weg, und plötzlich war ihm das alles zuviel. Da zögerte er, aber nicht nur das. Er verspürte auch eine gewisse Angst und malte sich alles mögliche aus, was da im Sarg liegen könnte.
Ein Monstrum, eine Schlange, ein Wesen mit langen Zähnen und messerspitzen Krallen. Etwas Furchtbares, wie er es noch nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte.
Eine kalte Hand kroch über seinen Rücken. Er hatte sich bereits vorgebeugt, hob noch einmal den Kopf und sah das Gesicht seines Kollegen wie einen grinsenden Mond schräg über sich schweben.
»Feige, Soones?«
»Nur vorsichtig.«
»Was soll bei einem Toten schon passieren?« flüsterte Spencer Garlett. Falls er tot ist. Das aber sprach Raff Soones nicht aus. Er wollte sich nicht lächerlich machen.
»Wie lange willst du noch warten? Bis wir beim Yard sind?«
»Nein, ich mache es.« Seine Finger umfaßten den Deckel, der fugendicht mit dem Unterteil abschloß. Ein kurzes Andrücken, dann ein knapper Ruck, und schon konnte der Deckel angehoben werden.
Soones machte alles richtig. Er hörte das leise Schwappen, als er den Deckel abhob.
Spencer Garlett schaute ebenfalls genau hin und konnte erst alles genau sehen, als Soones den Deckel zur Seite drückte und die Sicht somit freigab.
Er rutschte ihm aus der Hand, polterte zu Boden, denn was die beiden Männer sahen, war einfach so ungeheuerlich, daß sie ihren eigenen Augen nicht trauten…

***

Der Tote hatte sich verändert!
Er war zwar noch derselbe geblieben, trotzdem sah er anders aus. Die bleichgelbe Masse hatte sich überall verteilt, sie war sogar hart geworden, sie wuchs auch weiter und gab dabei die Geräusche ab, die Soones aufgefallen waren.
Aus dem Toten entstand eine völlig neue Gestalt. Ein anderer, ein Wesen, ein Fremder, einer, der aussah wie ein Mensch aber trotzdem keiner war, denn es entwickelte sich eine schaurige Figur, die so wirkte, als wäre sie aus Metall geschaffen worden.
Ein Gesicht war entstanden.

Sehr breit, sehr flach wirkend, trotz der dünnen, vorstehenden Nase und dem überbreitem Mund, auf dem keine Lippen zu sehen waren. Dieses Gesicht strahlte eine wahnsinnige Bösartigkeit aus, und in den Augen stand ein unbeschreiblicher Haß.

Ob diese Gestalt tatsächlich eine Kleidung trug, war nicht festzustellen, es sah aber so aus, denn am gesamten Körper zeigten sich Stellen von unterschiedlicher Dicke. Es war ein widerliches Bild, und es strömte zugleich etwas aus, das den beiden Angst machte.

An den Beinen rann noch diese seltsame Flüssigkeit hinab. Auf dem Weg zu den Füßen erstarrte sie.

Sie waren bereits fest geworden und sahen aus wie gelbe Metallklumpen.

Der Wagen rollten weiter, was die beiden Männer kaum mitbekamen. Sie fühlten sich eher wie Gefangene in einem Käfig, und sie schauten zu, wie der Mund dieses Wesens zuckte.

Dann hörten sie das Röhren.

Furchtbar und finster hörte es sich an. Für beide klang es wie ein Schicksalsgong.

Sie hatten Angst. Sie hockten wie festgewachsen. Sie schauten sich nicht an, sondern starrten einzig und allein auf die so ungewöhnliche und sich verändernde Leiche.

Tot oder nicht?

Die Frage schwebte unausgesprochen zwischen ihnen und peitschte die Angst noch höher.

Bisher hatte sich die Gestalt nicht geregt, nur eben das Zeug, das sich noch in Bewegung befand und sich allmählich erhärtete. Das spielte sich im unteren Teil des Körpers ab.

Der obere war starr.

Innerhalb dieser Wanne wirkte er wie festgeklemmt. Eigentlich hätte er bei seiner Größe nicht hineingepaßt, aber in diesem Fall paßte so einiges nicht zusammen.

Noch lag er starr.

Es bewegten sich eigentlich nur die Augen, und die wiederum ließen die Furcht der beiden Männer kochen.

Das war Grauen pur, das sie erlebten. Es war Soones, der als erster einen leisen Schrei ausstieß und sich zurückdrückte, um nicht zu sehr in der Nähe des Toten zu bleiben.

Vergebens!

Der Tote war nicht tot, er war verflucht lebendig und bewies es einen Lidschlag später.

Blitzschnell griff er zu. Sein Arm schnellte in die Höhe. Er wurde lang und länger, und die Hand verwandelte sich in eine metallene Zange, die keiner entwischen sollte.

Auch Soones nicht.

Die Kralle umklammerte seinen Hals. Sie würgte ihm die Luft ab. Soones hatte das Gefühl, innerlich zu explodieren. Er wollte schreien, um sich schlagen, trampeln, aber die Gestalt aus dem Sarg war einfach zu grausam und rigoros.

Sie tötete ihn!

Spencer Garlett schaute zu, wie sein Arbeitskollege zur Seite fiel. Er hatte so gut wie keinen Hals mehr. Die Reste klebten noch in der Klaue des Killers.

Während der Tote langsam zur Seite fiel, glaubte Garlett, verrückt zu werden. Er kam sich vor wie jemand, der aus der normalen Zeit kurzerhand hinauskatapultiert worden war und sich nun in einer anderen, alptraumhaften Ebene bewegte, in der die Realitäten verschoben waren. Das konnte nicht stimmen, das erlebte er doch nicht wirklich!

Trotzdem war es so. Das Blut war echt, und der verdammte Mörder ebenfalls. Nichts getürkt, nichts gespielt.

Spencer wußte überhaupt nicht, ob er noch eine Gesichtsfarbe besaß. Er kam sich vor wie eingesackt. Wie sollte er handeln, was sollte er tun? Er stierte gegen die Mörderhand, die wegen des ausgestreckten Arms noch immer hochstand und jetzt eine Klaue gebildet hatte, als wollte sie nach einem weiteren Opfer greifen.

Das konnte nur er sein. Was blieb denn?

Die Flucht aus dem Gefängnis. Schneller sein als dieses unbegreifliche Wesen, dessen Stärke sicherlich von Sekunde zu Sekunde zunahm.

Er rutschte auf seiner Bank zur Seite.

Dann hörte er das Grunzen.

Spencer zuckte zusammen, drehte den Kopf nach rechts, und das Wesen hockte noch immer in der Kunststoffwanne. Es hielt den Mund weit offen, seine Zähne kamen Spencer vor wie wuchtige Metallstümpfe. Auch die konnten ihn zerreißen.

Er bewegte sich schnell, trotzdem glaubte er, in einem Zeitlupenfilm gefangen zu sein. Alles war so anders, es ging nicht rasch genug, die andere Macht hatte hier das Sagen übernommen, und dieses verfluchte Monstrum war nicht mehr aufzuhalten.

Er fiel gegen die Ladetür und gegen den Riegel. Wie durch Watte bewegte er sich. Die Luft war nur mehr eine dumpfe, trübe Brühe für ihn. Endlich hatte er den Verschluß gefunden, öffnete ihn und würde die Tür des kleinen Transporters aufstoßen können.

Das schaffte er bei der rechten Hälfte.

Bei der linken nicht mehr.

Da packte die Klaue zu. Und ihr brutal geführter Prankenschlag erwischte seinen Rücken.

Im Nu war die Kleidung zu Fetzen gerissen worden. Die harten

Finger kamen auch durch. Die drückten die Wunden in seine Haut, während er nach vorn starrte und die anderen Fahrzeuge sah, die ihm so verschwommen vorkamen. Er hörte sich schreien, er klammerte sich auch irgendwo an der Türkante fest, und dann spürte er einen Ruck, dem er nichts mehr entgegensetzen konnte.

Der Henker zerrte ihn wieder zurück.

Spencer flog über den offenen Sarg, schlug mit dem Kopf gegen die Beine seines toten Freundes und hatte die Augen trotz des Grauens noch aufgerissen.

Dann brüllte er.

Zwei Sekunden ließ ihm das Monstrum Zeit, bevor es dieses Geräusch mit einem vernichtenden Hieb stoppte.

Spencer Garlett würde nie mehr schreien können.

Der Henker des Schwarzen Tods aber drehte sich um. Das war der Augenblick, als der Fahrer endlich reagierte, den Wagen an den linken Straßenrand fuhr und stoppte…

***

Ich wußte tatsächlich nicht, ob ich mich richtig verhalten hatte, als ich dem Wagen nachfuhr.

Zum Glück hielt sich der Fahrer an die Regeln. Im Londoner Verkehr kam er sowieso nicht schnell voran. Immer wieder mußten wir anhalten. Entweder vor Ampeln oder in kleinen Staus.

Das wiederum gab mir Gelegenheit, zum Telefon zu greifen und mit dem Büro zu sprechen.

Ich weihte Sir James erst jetzt in den Fall ein und berichtete ihm auch von meinem Mißerfolg.

»Das habe ich gesehen, John.« Ich hörte ihn schwer atmen. »Ich wußte nicht, wie ich reagieren sollte und war auch nicht darüber informiert, daß Sie mitmischten.«

»Doch, Sir, ich war dabei.«

»Und jetzt sind Sie unterwegs.«

»Ich werde zum Yard kommen, Sir, und die Kollegen bitten, den Toten sehr genau zu obduzieren.«

»Haben Sie einen bestimmten Verdacht?«

»Nein oder ja, ich weiß es nicht. Es hängt alles tief mit Atlantis, dem Schwarzen Tod und auch mit Myxin zusammen. Es ist eine sehr alte Geschichte, eine Rache, die hier beendet werden soll.«

»Lassen Sie es dazu nur nicht kommen.«

»Ich werde mich bemühen, Sir.«

Er hatte wenig gesagt, der gute Sir James. Wie sollte er auch, er stand noch immer unter dem Eindruck der schrecklichen Geschehnisse, die er am Bildschirm miterlebt hatte.

Ich startete wieder.

Wie eine Klette hing ich an den Hinterreifen des Leichentransporters. Es war ein grau angestrichener Wagen mit sehr kleinen und auch schmalen Fenstern, die den Ausdruck breite Schlitze durchaus verdient hatten. Immer wenn der Fahrer Gas gab, drückten sich kleine, dunkelgraue Wolken aus dem Auspuffrohr.

Den Kollegen und mir drückte ich die Daumen, daß bei der Untersuchung des Toten ein Ergebnis herauskam. Mir ging es nicht um das Blut, sondern um die Masse, mit der es gemischt worden war.

Als Ektoplasma hatte ich es angesehen, aber ich konnte mich auch irren. Was in Atlantis einen Wert gehabt hatte, brauchte nicht mit den Dingen in meiner Zeit übereinzustimmen.

Ich rechnete noch mit - einer Fahrt von gut einer Viertelstunde. London war mal wieder zu. Das hatte in diesem Fall auch einen Vorteil. So konnte sich kein weiteres Fahrzeug zwischen uns drängen.

Dann geschah es.

Praktisch von einem Herzschlag zum anderen änderte sich die Situation völlig.

Ich war zu sehr in meinen eigenen Gedanken versunken gewesen, so bekam ich erst zu spät mit, was vor mir ablief. Da stand die eine Hälfte der Tür bereits offen.

Ich konnte in den Wagen hineinschauen, sah trotzdem nicht viel, weil einer der Begleiter die Sicht nahm. Er hockte dicht vor der Tür und klammerte sich fest.

Ich mußte mich auf das Fahren, den Verkehr und auf den vor mir herrollenden Wagen konzentrieren. Zu viele Dinge auf einmal, so daß ich dem Schwarzen nicht die nötige Aufmerksamkeit schenken konnte.

Er hatte Angst.

Ich brauchte nur einen Blick in sein Gesicht zu werfen, um dies zu erkennen. Es war verzerrt vor Angst und Grauen, wahrscheinlich schrie er auch, wegen der anderen Geräusche konnte ich die Schreie allerdings nicht hören.

Er wollte weg, doch er kam nicht.

Etwas oder jemand hielt ihn fest. Ich erhaschte einen Blick auf seine linke Schulter, glaubte, dort für einen Moment den von oben nach unten fallenden Schatten einer großen Hand zu sehen, dann spritzte plötzlich Blut.

Ich verlor den unmittelbaren Kontakt, fiel mit meinem Rover zurück, gab wieder Gas.

Der Schwarze verschwand auf der Ladefläche. Mit vehementer Wucht war er hineingezerrt worden.

Gleichzeitig bewegte sich der Transporter nach links. Wahrscheinlich wollte der Fahrer am Straßenrand halten. Ihm mußte ja etwas aufgefallen sein.

Ich scherte ebenfalls aus.

Der Hupton klang wie ein böser Schrei in meinen Ohren. Ich hatte einem Fahrzeug die Vorfahrt genommen. Zum Glück ging alles gut.

Ich stoppte hinter dem Transporter.

Was sich im Innern abspielte, bekam ich nicht mit, denn die Tür war zugefallen.

Mit dem Schlimmsten mußte ich rechnen. Als ich aus meinem Fahrzeug huschte, hielt ich die Beretta bereits in der Hand. Auch der andere Fahrer verließ seinen Wagen.

Er wußte nicht, was er tun sollte. Erschreckt schaute er sich um, wirkte hilflos, lief aber auf das Heck seines Wagens zu und damit in sein Verderben.

Vor dem aber rettete ich ihn im letzten Augenblick, als ich ihn an der Schulter zu packen bekam und zurückzerrte. »Sind Sie verrückt! Weg mit Ihnen!«

Er starrte mich an und taumelte auf den Gehsteig.

Es gibt immer wieder Menschen, die Zeit haben. So auch hier, denn einige Fahrer hatten angehalten, damit sie auch mitbekamen, was vor ihren Augen passierte.

Ich zerrte die Tür auf.

Was ich sah, war eine Gestalt, die auf mich im ersten Moment einen roboterhaften Eindruck machte.

Sie war sehr breit, wuchtig, mit einem haarlosen Schädel. Ihr Körper schimmerte golden, und der Kopf zeigte ein grinsendes Maul.

Sie hielt etwas in der rechten Hand, was wie ein Stab aussah. Ich kannte so ein Ding nicht. Doch mein Interesse galt den beiden Männern, die ihn einrahmten.

Sie lagen da in ihrem Blut.

Ein wahnsinniger Zorn überkam mich. Das war kein Mensch mehr, dem ich da ins Gesicht schaute.

Das mußte einfach der alte Henker des Schwarzen Tods sein.

Ich schoß.

Die Kugel traf. Sie konnte nicht vorbeifliegen. Zu kurz war die Distanz, und sie hämmerte in das schreckliche Gesicht dieses Wesens, wo sie tief eindrang und über der Nasenwurzel ein Loch hinterließ.

Ich ließ die Waffe etwas, sinken, wollte auf den Wagen klettern, als der Henker vorstürmte.

Er war wie ein Berserker. Ich hatte das Gefühl, als würde er auf mich zufliegen, tauchte zur Seite und warf mich hin. Ich rollte über den Gehsteig, sah ihn den Wagen verlassen, wobei er sich mit einem gewaltigen Satz nach vorn katapultierte und gegen die Kühlerschnauze eines Mazda prallte.

Hinter dem Lenkrad saß ein junger Mann, dem beinahe die Augen aus dem Kopf fielen, als er den Henker entdeckte.

Der fuhr herum.

Dabei senkte er seinen Stab. Aus der Spitze jagten plötzlich Blitze oder Feuerzungen hervor, so genau konnte ich das nicht erkennen. Sie huschten jedenfalls über den Boden, fanden einen verdammten Weg unter den Mazda, der plötzlich Feuer fing.

Und der junge Fahrer saß darin.

Ich rannte auf den Wagen zu, feuerte noch einmal, traf den Henker am Arm, dann lief er einfach weiter, während ich die Tür aufriß und den Fahrer hervorzerrte.

»Renn!« brüllte ich. »Hau ab!«

Er lief schreiend über die Straße, wo es bereits zu einem Chaos gekommen war, weil zahlreiche Fahrzeuge gestoppt wurden.

Jeder wollte etwas sehen, aber die meisten sahen nur den brennenden Wagen, dessen Feuerzungen von dicken, trägen, stinkenden, schwarzen Rauchschwaden umhüllt waren.

Ich mußte den Henker stellen. Er durfte nicht entwischen und noch mehr Unheil anrichten.

Wir befanden uns in einer verdammt belebten Gegend. London hat viele Parks aufzuweisen. Ausgerechnet hier war keiner in der Nähe. Dafür Häuser mit Geschäften, Einfahrten, vielen Menschen.

Zahlreiche Hinterhöfe, Dächer, Leitern, einfach alles, was man sich vorstellen konnte und dem Henker gelegen kommen mußte.

Auch auf dem Gehsteig waren die Passanten stehengeblieben und schauten sich um. Sie hatten noch nichts überrissen, es war alles einfach zu schnell gegangen.

Der Fahrer hatte sich wieder aufgerappelt und torkelte auf mich zu. Er sah so bleich aus wie ein Zombie und winkte mit beiden Händen. »Alarmieren Sie einen Krankenwagen!« fuhr ich ihn an.

»Aber…«

»Machen Sie schon, verdammt!«

Er nickte, dann war er weg.

Auch ich blieb nicht. Leider hatte ich nicht gesehen, wohin der Henker gelaufen war, aber es gab mehrere Zeugen, die ihn beobachtet hatten. Sie wiesen auf eine Einfahrt hin, die eine Trennung in die Fassade eines kleinen Kaufhauses schnitt.

Über der Einfahrt waren beide Gebäude noch miteinander verbunden, aber das interessierte mich nicht. Ich wollte den Henker stellen, huschte in den folgenden Sekunden mit schnellen Schritten in einen Hinterhof hinein, wo zwei Lastwagen neben einer Rampe standen und sich ein Mann schreiend auf dem Boden wälzte. Er hatte seine Hände vor das Gesicht geschlagen, dennoch drang Blut durch den Spalt.

Ich sprang auf die Rampe.

Eine breite Tür war geöffnet. Dahinter lag ein Lager. Es gab keine sichtbaren Waren. Alles war in großen Kartons verstaut worden,

einige von ihnen waren mannshoch.

Dann hörte ich den Schrei einer Frau.

Ich fuhr herum. Die Sicht war mir genommen, ich lief in die Richtung und sah dann die Person. Sie trug einen blauen, glänzenden Kittel und blutete am Arm.

»Wo ist er?« schrie ich sie an.

Die Frau erschreckte sich. Sie jammerte und wies nach rechts.

Ich spurtete los. Wenn ich diesen Henker nicht sehr schnell stellte, ließ er eine Spur von Verletzten oder Toten zurück. Das wollte ich auf keinen Fall riskieren.

Das Lager war groß, aber zum Glück arbeiteten hier wohl kaum Menschen. Oder sie hatten schon Feierabend.

Ich ging jetzt langsamer. Mein Atem pumpte aus dem Mund. Ich mußte mich zur Ruhe zwingen und dachte auch daran, daß ich den Henker mit meinen beiden geweihten Silberkugeln nicht hatte stoppen können.

Er war dagegen resistent.

Das wiederum trieb mir einen Schauer über den Rücken. Wenn er plötzlich vor mir stand, welche Waffe sollte ich dann einsetzen.

Mit dem Ärmel wischte ich über meine Stirn und verteilte dort den Schweiß. Ich kam an eine Wand.

Sie war hell gestrichen, ebenso hell wie der Boden.

Und bei ihm entdeckte ich in dem grauen Beton die kreisrunde Öffnung.

Verdammt, das war ein Gully, ein Einstieg in die Unterwelt und damit der ideale Fluchtweg!

Ich war stehengeblieben und hatte das Gefühl, mich in einer Waschküche zu befinden. Es lag an der Luft, sie war stickig, zudem auch überheizt. Hinzu kamen noch meine Nervosität und Aggressivität.

Ich war darauf gefaßt, sofort zu reagieren und auch blitzschnell zu schießen.

Nur sah ich kein Ziel.

War der Henker tatsächlich durch den Gully in die Unterwelt der Abwasserkanäle entstiegen, oder diente dieser offene Einstieg nur als Finte und Falle?

Verstecke gab es genug. Ich rechnete auch damit, aus dem Hinterhalt angegriffen zu werden, denn hinter den hohen Kartons konnte er lauern, ohne daß es auffiel.

Nein, es war der Gully. Ich hatte mich einfach dafür entschieden. Um den Deckel ging ich herum.

Ich schaute mir auch seinen Rand an, der ziemlich verklebt aussah. Ein Zeichen dafür, daß er kaum in die Höhe gehoben wurde.

Also doch hinunter.

Die Leiter war an der Innenmauer befestigt. Eisenstufen, die in die Tiefe führten.

Ich leuchtete sie mit der Lampe an und entdeckte auch die blanken Stellen, die vom Rost befreit worden waren, weil dort jemand seine Füße aufgesetzt hatte.

Das war der Weg und kein anderer.

Auch wenn es mir schwerfiel, ich mußte ihn nehmen. Ab jetzt konnte ich mir nur selbst die Daumen drücken…

***

»Es ist falsch von dir«, sagte der Eiserne Engel, als er Myxin ansprach, der wie ein begossener Pudel vor ihm und Kara, der Schönen aus dem Totenreich, stand.

»Was soll denn falsch sein?«

»Das du alles allein machen und dir von uns nicht helfen lassen willst«, sagte Kara.

Myxin lächelte der dunkelhaarigen Frau mit dem sonnenbraunen Gesicht zu und schaute dann gegen die mächtigen *flaming stones,* die in einer majestätischen Ruhe den Mittelpunkt dieses Refugiums bildeten. »Ja, ihr habt beide recht, es ist falsch. Trotzdem werde ich eure Hilfe ablehnen.«

»Das ist Selbstmord.«

»Aber Kara«, sprach Myxin leise und wie zu einem Kind. »Du weißt selbst, daß es gewisse Regeln gibt. Der Henker und ich sind Todfeinde. Ich habe ihn damals nicht vernichten können. Jetzt bekomme ich zum zweitenmal die Chance, und da will ich es tun. Er ist in London, er hat einen Weg gefunden.«

»Und wie?«

Myxin ging auf die Steine zu. »Ich habe es nach langem Überlegen herausgefunden. Es ist ihm gelungen, einen Menschen zu übernehmen. Er drang in diesen Menschen ein. Er schickte ihm zuerst die Träume, dann sich selbst.«

»Wie geht das?«

Myxin drehte sich um. Kara zeigte sich ebenso erstaunt wie der mächtige Eiserne Engel. »Ich habe zunächst auch nachdenken müssen, dann aber erinnerte ich mich an eine sehr böse Eigenschaft. Er kann seine Seele sichtbar machen. Und es gelingt ihm sogar, diese Seele auf die Wanderschaft zu schicken.«

»Was heißt das?«

»Er erobert einen anderen Körper, zerstört diesen dann und wird wieder er selbst.«

»Eine Wiedergeburt?« fragte Kara.

»So ähnlich, aber in seiner ursprünglichen Gestalt. Wir müssen davon ausgehen, daß er in dieser neuen Welt so umherläuft wie damals als

Henker des Schwarzen Tods.«

»Ist das sicher?«

»Bestimmt«, murmelte Myxin. »Ich habe euch ja berichtet, daß John ebenfalls eine Spur gefunden hat. Das Zurückkehren des Henkers kann einfach nicht unbemerkt bleiben, wenn ein Mensch sehr wachsam ist. Und dieser andere Mensch hat etwas gespürt, er wußte plötzlich über Atlantis Bescheid, über den Schwarzen Tod und über mich. Das alles hat schon seinen Sinn gehabt, glaubt mir.«

»Ist er denn schon da?« fragte der Eiserne Engel.

Myxin duckte sich. »Ich hoffe nicht. Wenn ja, dann wünsche ich keinem Menschen eine Begegnung mit ihm…«

***

Es waren seine letzten Worte, bevor er zu den Flammenden Steinen ging, um aus diesem Refugium zu verschwinden.

Zurück blieben Kara und der Eiserne Engel.

»Willst du etwas tun, Kara?«

»Er möchte es nicht.«

Der Eiserne schaute zu Boden. Dann sagte er: »Mal sehen, wie sich alles entwickelt…«

Für mich entwickelte es sich nicht gut, denn ich hatte den Eindruck, in eine widerlich stinkende Welt hineinzutappen, die nur darauf wartete, mich fressen zu können.

Ein derartiges Reich des Abfalls, der Fäulnis, des Moders betrat ich nicht zum erstenmal, viel zu oft hatte ich mich in den Schächten und Gängen herumtreiben müssen, in Paris vor Jahren sogar einen Fall mit monströsen Riesenratten erlebt. Egal ob dort oder in London, einsam kam ich mir immer vor.

Hier war es nicht anders. Ich stieg in das typische »Aroma« des Abwasserkanals hinein. Eine unsichtbare Wand aus dumpfen Gerüchen, widerlich stinkendem Schleim, Fäkalien und anderem Zeug.

Wahrscheinlich hatte ich eine besonders besch… eidene Stelle erwischt, und dafür verfluchte ich den Henker noch einmal.

Eigentlich war es verrückt, dieser Gestalt nachzueilen, aber ich konnte eben nicht aus meiner Haut.

Okay, ich hätte Alarm schlagen und die Kollegen alarmieren können, damit sie Ein- und Ausstiege bewachten oder sperrten, aber der Henker des Schwarzen Tods war ein unberechenbares Wesen. Er würde denjenigen, der ihn störte, radikal vernichten, und keiner hatte gegen ihn eine Chance.

Er war erschienen, um eine alte Rechnung zu begleichen. Eigentlich stand ja Myxin auf seiner Liste, und Myxin war unser Freund, also kämpften auch wir gegen den Henker.

Es hatte in der letzten Zeit ziemlich viel geregnet. Die Kanäle waren

voll, so daß es für mich nicht einfach werden würde.

Ich erreichte das Ende des Einstiegs, ohne daß etwas passiert wäre. Meine Füße versanken in einem weichen Boden. Er war von einer stinkenden Masse bedeckt. Nicht weit entfernt entdeckte ich die Reste eines Behälters. Wahrscheinlich hatte sich in ihm die Masse befunden.

Durch den Mund atmete ich schon nicht mehr. Nur sehr flach durch die Nase. Ich drehte mich nach links, die Lampe hatte ich aus der Tasche gezogen, leuchtete gegen den Boden, weil auch der Henker des Schwarzen Tods Spuren hinterlassen haben mußte.

Die sah ich auch. Sie führten tiefer in einen Kanal hinein.

Ich löschte die Lampe.

Es brannte Licht. Man hatte die Laternen an den Decken angebracht und sie durch Gitter geschützt.

Hier unten gab es nur ein Geräusch. Das Rauschen des Wassers durch irgendwelche Kanalbetten und Stollen. Die Unterwelt von London besaß ein regelrechtes Straßensystem und war trotzdem ein Wirrwarr, in dem sich ein Unkundiger wie ich leicht verlaufen konnte.

Ich hielt mich an der linken Seite. Naß schimmerte die Mauer. Das Licht gab einen gelblichen Schein ab. An manchen Stellen schwebten Dampfwolken über dem Wasser. Hin und wieder zogen sie in die Höhe und glitten träge in die Lichtinseln hinein.

Noch befand ich mich in einem Seitenkanal. Wenig später stand ich vor der Kreuzung.

Ja, der Regen der letzten Tage hatte die Kanäle tatsächlich gut gefüllt. Mir kam die Geschwindigkeit des Wasser schon erschreckend vor. Wenn ich ausrutschte und hineinfiel, würde ich mitgerissen werden. Ich hatte keine Chance, mich mit eigenen Kräften diesem Strom entgegenzustemmen. An den Rändern schäumte das Wasser oft über, so daß auch die schmalen Gehsteige überflutet wurden.

Ich blieb stehen.

Spuren waren hier nicht zu sehen. Ich konnte nur hoffen, daß der Henker den Weg genommen hatte, den ich auch gegangen war. Er wollte sich ja hier nicht ewig verstecken. Irgendwo mußte er auftauchen, um seine Rache weiterzuführen.

Der Plan war schlau. Um an Myxin heranzukommen, hatte er sich nicht in das Gebiet der Flammenden Steine getraut. In der normalen Welt wollte er für Aufmerksamkeit sorgen, so daß Myxin einfach Bescheid bekommen mußte. Er bestimmte also den Ort der Abrechnung.

Ich preßte mich manchmal gegen die Wand und schob mich nur sehr langsam vor. An einigen Stellen war es glatt wie auf Eis. Immer wieder schäumte das Wasser aus dem Kanal über, so daß es einen schaumigen, quirlenden Teppich bildete, der auch meine Füße umspülte und längst die Hosenbeine angenäßt hatte.

Für mich war es eine widerliche, dumpfe Welt. Ich mußte auch damit rechnen, auf Streckenarbeiter zu treffen. Zudem gab es hier unten mehrere Schleusen, wobei manche von ihnen sicherlich nach diesen schweren Regenfällen geschlossen worden waren.
Wenn der Henker des Schwarzen Tods auf eine derartige Schleuse traf, konnte er ebenfalls nicht weiter, mußte er zurück, es sei denn, er hatte schon zuvor einen der Ausstiege gefunden.
Bis jetzt war mir keiner vor die Augen gekommen. Die Strecke schien sich unendlich hinzuziehen.
Licht und Dunkelheit. Zuckende Reflexe auf dem Wasser, Dunst, der Gestank.
Ich hatte mich daran gewöhnt. Dies alles umgab mich wie eine dicke Maske.
Und dann blieb ich stehen.
Es war ein Reflex, ein Augenblick des Erkennens. Es war kein Licht, sondern etwas anderes.
Die Wand neben mir war glatt und feucht. Es gab keinen Spalt, in den ich hätte hineinkriechen können, das wäre aber wichtig gewesen, denn ich sah den Henker.
Er stand nicht einmal weit entfernt. Nur eben nicht auf meiner Seite, sondern auf der anderen. Für mich war er deshalb nur schwer zu entdecken gewesen, weil sich seine goldgelbe Gestalt kaum vom Schein der gelben Leuchte abhob.
Aber er war da, und er stand schräg vor mir. Er konnte auf mich gewartet haben. Vielleicht aber wußte er auch nicht mehr, wohin er gehen sollte, jedenfalls hatte er jetzt ein Ziel - nämlich mich.
Zwischen uns wölkte der Dampf, angefüllt mit widerlichen Gerüchen. Träge zogen die Schwaden dahin. Sie gaben der Gestalt des Henkers etwas Geisterhaftes.
Ich mußte mich erst darauf einstellen, daß vor mir ein Relikt aus dem längst versunkenen Kontinent stand. Durch Zeitreisen hatte ich den Kontinent hin und wieder besuchen können und immer neue Überraschungen erlebt.
Auch in dieser Zeit war ich vor Überraschungen aus Atlantis einfach nicht sicher.
Was war er überhaupt?
Ein Mensch? Nur Energie, die durch die Hilfe der Magie sichtbar geworden war?
Ein Geist hatte sich verändert. Er besaß einen festen Körper. Er war möglicherweise nackt, und trotzdem wirkte er so wie angezogen. Man konnte ihn nicht mit menschlichen Maßstäben fassen und erklären, das war einfach ein Untier, ein Erbe seines Herrn und Meisters.
Und er war bewaffnet.
Auch jetzt schaute aus seiner Hand der Stab hervor. Diese mächtige

Waffe, die Feuer speien konnte.

Atlantisches Feuer, flammengleich, zuckend, heiß und vernichtend.

Mit der Beretta richtete ich nichts gegen ihn aus. Zwei Kugeln hatte ich schon vergeudet.

Und mein Kreuz?

Beinahe hätte ich gelacht, als ich daran dachte. Ich wußte, daß es gegen die atlantischen Mächte nichts ausrichtete, ich stand ihm gewissermaßen mit den bloßen Händen gegenüber.

Ich konnte seine Augen sehen, trotz des Dunstes, der sich zwischen uns festgesetzt hatte.

Sie kamen mir brutal vor und hart. Sie konnten Angst einflößen, sie erzählten Geschichten aus einem grausamen Reich, und sie hatten eben diese Grausamkeit angenommen.

Ich wußte nicht, ob er überhaupt denken konnte. Wenn ja, hätte es mich interessiert, an was er wohl dachte. Wahrscheinlich daran, daß er seine Gegner aus dem Weg räumen mußte, und da war ich ihm wohl ein willkommenes Opfer.

Es gab nur uns beide.

Wir taten nichts. Das heißt, er tat nichts. Ich bewegte schon meinen rechten Fuß, da ich versuchte, einen festeren Stand zu bekommen. Durch seinen Anblick hatte ich vergessen, daß das aus dem Kanal schäumende Wasser den gesamten Randstreifen als Schaumfläche bedeckte und ihn glatt machte.

Einfach würde es nicht werden, wenn ich ihm ausweichen mußte. Mein Blick glitt weg von diesem brutalen, kalten Gesicht und setzte sich auf seiner Waffe fest.

Dieser kleine Stab, der so unscheinbar aussah, aber trotzdem Tod und Verderben speien konnte.

Atlantisches Feuer, vernichtend und zerstörend.

Wann senkte er den Stab?

Er hielt ihn hoch, als wollte er die Decke anbrennen. Aber er blieb auch nicht mehr stehen.

Es war so, als hätte er sich entschlossen, etwas anderes zu tun, denn plötzlich durchlief ein Ruck seinen mächtigen Körper. Dabei beugte er seinen Kopf vor, schüttelte ihn, als wollte er Wassertropfen wegschleudern, und bewegte sein rechtes Bein nach vorn.

Nur in die eine Richtung, was nichts anderes bedeutete, daß er den Kanal durchqueren wollte.

Es machte ihm überhaupt nichts aus, das rechte Bein in die graubraunen schmutzigen Fluten zu stemmen. Er sackte etwas ab, zog das andere Bein nach und stand im Flußbett.

Tiefer als ich, so daß ich auf seinen Schädel schauen konnte. Über ihm schwebte die Lampe wie ein Gestirn, das von Wolken umweht wurde. Die Wassermassen rollten und wallten gegen ihn, sie

umschäumten seinen Körper, sie zerrten daran, sie waren es gewohnt, alles mitzureißen, was sich ihnen in den Weg stellte, aber nicht diese mächtige Gestalt des Henkers. In ihr steckte eine wahnsinnige, eine irre Kraft. Er stemmte sich gegen alles an, was ihm den Weg versperren würde.

Wenn er so weiterging, würde er genau auf mich zukommen. Ich stand in seinem direkten Weg.

Seine Arme bewegten sich über der Wasserfläche. Sie sahen aus, als wollten sie das Zeug zur Seite schaufeln, aber sie berührten die Wellen kaum, und so verteilten sie nur den feuchten Dunst, der ihm entgegenwabberte. Er ging, er ließ sich nicht stoppen, er war zielstrebig.

Wegen der überschwemmten Ufer konnte ich nicht einmal sehen, wie breit der Kanal war. Für mich zu breit, um dem Henker zu entwischen.

Ich steckte in der Falle, und die schloß sich mit jedem weiteren Schritt, den das Monstrum zurücklegte. Meine Schonfrist lief mit jeder vergehenden Sekunde ab.

Ich rutschte schon jetzt dem Sensenmann immer mehr entgegen. Wenn mir in den nächsten Augenblicken keine Lösung einfiel, konnte mich der Henker vernichten.

Ich bewegte meine rechte Hand. Die Fläche glitt dabei über den Griff der Beretta hinweg.

Es war lächerlich, sie ziehen zu wollen. Sie würde mir nichts bringen.

Was dann?

Ich besaß noch den Dolch. Wenn ich ihn gegen den Henker einsetzte, konnte ich ihm möglicherweise eine Wunde beibringen, für einen Moment stoppen, aber nicht vernichten.

Verdammt, es wurde immer enger.

Ich kam mir vor wie jemand, der in einem dumpfen Käfig gefangen war und es nicht mehr schaffte, seine Gedanken zu sortieren und in die richtigen Bahnen zu lenken.

Lag es nur an ihm? Strömte er möglicherweise einen Einfluß aus, der mich so veränderte?

Ich sah ihn kommen - steigen!

Er hatte den Kanal durchquert und kletterte an meinem Ufer in die Höhe.

Mit sehr langsamen Bewegungen winkelte er sein Bein an. Der Lampenschein befand sich jetzt in seinem Rücken. Dennoch gelang es mir, sein Gesicht deutlich zu sehen.

Es war eine Fratze. Wieder kam mir der Begriff des Metalls in den Sinn. Es mußte aus Metall gehämmert worden sein. Wobei jemand später mit einem dünnen Messer all die Spuren und Kratzer auf der »Haut« hinterlassen hatte.

An manchen Stellen wirkte sie wie ein Strickmuster, durchkreuzt und

durchzogen von geraden und schiefen Linien, die sich berührten, überkreuzten oder Gitter bildeten.

Sein Kopf schraubte sich hoch. Das Gesicht war rund, und es wirkte trotzdem eckig. Bei ihm war nichts mehr normal. Das war auch kein Atlantide oder Atlanter, er war ein böses Geschöpf der Schwarzen Magie und erst durch den Tod eines Menschen wiedergeboren.

Das Wasser rann über sein Gesicht. Kleine Schmutzbäche verteilten sich dort, liefen zitternd durch die schmalen Rinnen, die Augen und…

Meine Gedanken stockten.

Die Augen!

Verdammt, das war es.

Es ging um die Augen des Monstrums. Diese kalten, brutalen Lichter innerhalb der Höhlen, die zudem etwas vorstanden, damit sie ja nicht übersehen werden konnten.

War das die Lösung?

Ich hatte es nicht einmal richtig registriert, aber ich hielt plötzlich den Dolch in der Hand. Es mußte der im Unterbewußtsein steckende Überlebenswille gewesen sein, der mich so reagieren ließ. Das Gehirn arbeitete, es meldete eine Lösung.

Der Dolch, die Augen!

Das Gesicht kam noch näher, der Mund öffnete sich, als wollte mich der Henker ansprechen.

Er stand jetzt günstig.

Dann bewegte ich meinen rechten Arm und natürlich auch die Hand mit dem Dolch.

Es war der Wille, der mich dazu zwang. Ich mußte einfach überleben, und ich kam mir trotzdem vor wie ein Schauspieler, der seine Anweisungen bekommen hatte.

Alles ging sehr langsam, fast bedächtig. Ich fühlte mich eingepackt wie in Watte. In meinem Kopf hämmerte es, als sollten die dünnen Stellen gesprengt werden.

Aber ich stieß zu.

Ich drehte meine rechte Hand hoch, um genau die Mitte zu treffen. Und die Klinge stieß tief in das linke Auge des Henkers hinein, das mir keinen Widerstand entgegensetzte.

Es blieb für einen Moment stecken, bis ein Zucken durch meinen Arm lief und ich die Waffe wieder hervorzog.

An ihr blieben einige Schleimfäden hängen, ich sah das Loch, aber ich sah kein Auge mehr. Die Klinge hatte es zerstört.

Dann bewegte ich mich zur Seite. Zeit, um das zweite Auge auch noch zu erwischen, würde mir der Henker nicht geben. Er war angeschlagen, er war jetzt halbblind, aber er würde nicht aufgeben, das stand fest.

Ich zog mich noch weiter zurück und hatte großes Glück, daß ich auf

einem Buckel unter dem schäumenden Wasser nicht das Gleichgewicht verlor.

Mit dem Rücken schleifte ich an der Wand entlang, hielt die linke Hand dagegengedrückt, in der rechten aber den Dolch.

Ich hatte den verfluchten Henker aus dem Konzept gebracht, und das war gut so.

Er stand noch im Flußbett, umwirbelt von den schäumenden Schmutzfluten. In diesem Augenblick war er nicht mehr in der Lage, an seinen Job zu denken. Er bewegte sich auf der Stelle, trampelnd, wie mir schien. Den linken Arm hob er an, drehte ihn so, daß seine Hand gegen das Gesicht zeigte, und das wollte er auch. Er preßte den Handballen auf das Auge, mußte unter dieser Verletzung und Behinderung wohl schwerer leiden, als es den Anschein gehabt hatte.

In den folgenden Sekunden verwandelte er sich beinahe in eine tragische Figur, in ein Jahrmarktwesen, das jemand erschaffen und in eine fremde Welt gestellt hatte.

Der Vergleich mit einem schwerfälligen Tanzbär fiel mir ebenso ein wie der mit einem aufgedrehten Roboter, bei dem es noch dauerte, bis sein Uhrwerk abgelaufen war.

Trotz der miesen Luft atmete ich tief durch. Die Beklemmung bei mir war verschwunden, sie hatte wieder der Hoffnung Platz geschaffen. Ich wußte, daß ich mich auf dem richtigen Weg befand.

Nur mußte ich jetzt an das zweite Auge herankommen. Ob er mir diese Chance ermöglichen würde, war fraglich. Er war jetzt gewarnt, und seine Waffe besaß er noch immer.

Seine Bewegungen verlangsamten sich. Wenig später stand er still, nur umrauscht vom schäumenden Wasser.

Er gab keinen Laut von sich. Er senkte den Kopf. Zeigte er Schwäche?

Ich hoffte es. Darauf bauen konnte ich nicht, wie ich einen Moment später erlebte. Da schraubte er sich wieder hoch, seine linke Hand sank auch nach unten, so daß ich sein Gesicht sehen konnte. Aus der Augenhöhle rann noch eine Schleimspur hervor. Es waren wohl die letzten Reste, die er verlor.

Trotzdem wollte er nicht aufgeben.

Noch hatte er die Waffe.

Sein rechter Arm schwang herum. Er suchte ein Ziel, das er auch mit einem Auge erkennen konnte.

Das Ziel war ich.

Plötzlich funkte es an der Spitze seiner Waffe auf, Flammen huschten hervor, prallten lautlos gegen die Wand und rannen als zitternde Streifen nach unten.

Er schwenkte den Arm weiter.

Ich hechtete in die Brühe. Genau in dem Augenblick, als er auf mich zielte.

Ob mich die Feuerzunge noch streifte, wußte ich nicht. Jedenfalls spürte ich etwas Heißes. Im nächsten Moment jedoch das eiskalte Wasser, dessen schmutzige Fluten über mir zusammenbrachen…

***

Ich sank tiefer!

Verdammt noch mal, jetzt war genau das eingetreten, was ich nicht hatte haben wollen. Ich lag in dieser stinkenden Brühe, aber immer noch besser als verkohlt zu sein und wie ein alter Baumstamm durch die Kanäle zu treiben.

Was sich alles auf dem Grund des Kanals gesammelt hatte, wußte ich nicht. Meine Hände wühlten in einer widerlichen Schleim- und Schlammasse. Das Zeug glitt durch meine Hände, es war weich und ließ die tollsten Vermutungen zu.

Glücklicherweise hatte ich vor dem Aufprall den Mund geschlossen. Von diesem Zeug etwas zu schlucken, trieb mir jetzt schon den Magen hoch. Allein der Gedanke daran ließ Übelkeit in mir hochströmen.

Zudem hatte ich wieder Glück, denn ich war so gefallen, daß mich die Strömung von meinem Gegner wegtrieb. Ich wünschte sie mir doppelt so stark, während ich mich verzweifelt bemühte, nicht in die Höhe gespült zu werden.

Ich mußte unten bleiben oder auch wie eine Schnecke über den schlammigen Grund kriechen.

In einer Blitzidee dachte ich an einen Fall, der mich zum erstenmal in die Tiefen der Kanalisation getrieben hatte. Damals hatte ich Dämonos gejagt, einen Magier, der unschuldigen Menschen die Augen raubte. Ihn hatte ich besiegen können, den Henker auch?

Die Luft wurde mir knapp. Ich war kein Fisch, nicht einmal ein Halber, ich mußte wieder hoch.

Den Dolch hielt ich fest. Mit ihm hatte ich ebenfalls den Schlamm aufgewühlt, und als ich meine Bewegungen stoppte, da drückte mich die Strömung herum und trieb mich wieder an die Oberfläche. Viel zu schnell für meinen Geschmack.

Ich lag auf dem Rücken, schleuderte mir das schmutzige Wasser aus dem Haar, hielt den Mund aber noch geschlossen, weil zuviel Wasser noch über mein Gesicht rann.

Bevor ich platzte, holte ich Luft. Ja, ich schmeckte das Zeug noch auf den Lippen, keuchte und würgte zugleich, während ich den Blick nach vorn gerichtet hielt.

Ich stand nicht, ich schwankte. Breitbeinig, um mich so gut wie möglich gegen die Gewalten zu stemmen. Die Strömung riß und zerrte an mir. Sie bestand aus tausend Händen und Fingern, die immer wieder Lücken fanden, wo sie sich festkrallen konnten.

Ich mußte den Kräften Tribut zollen, taumelte zur Seite, stemmte

mich ab und wurde nicht von der Strömung erwischt.
Und der Henker?
Auch er stand noch im Wasser, starrte in meine Richtung, hatte den Mund geöffnet, und sein helles Gesicht bekam einen Grauschleier.
Er ging vor.
Auch der Henker nutzte die Strömung aus, so kam er schnell voran. Zudem besaß er noch seine Waffe.
Sie spie Feuer.
Die Breite des Kanals einnehmend jagten zwei Flammenzungen auf mich zu. Sie ließen den Vergleich mit feurigen Torpedos zu, wurden auch nicht gelöscht, weil sie sich über dem Abwasser bewegten, und zwangen mich wieder in Deckung.
Rein in die Brühe!
Diesmal hatte ich mehr Glück gehabt, die Flammen streiften mich nicht einmal.
Ich wühlte mich dem Grund entgegen, dann ließ ich mich wieder treiben, in der Hoffnung, schneller zu sein als der Henker. Zu langsam nur kam ich voran, das schnell fließende Wasser machte mit mir, was es wollte. Es zerrte an mir, es drehte mich, es trieb mich auch gegen das Ufer, wo ich mit dem Kopf anstieß.
Der Schmerz war nicht schlimm. Nur machte er mir klar, daß auch der Kanal keine Lösung war.
Ich mußte hoch und raus.
Und ich schnellte aus der dreckigen Flut, sah das linke Ufer dicht vor mir und auch etwas anderes.
Eine Tür in der Wand.
Kaum zu sehen und nur deshalb, weil über ihr die Notleuchte schimmerte. Diese Türen und Ausgänge mußte es in dieser unterirdischen Welt geben. Sie waren Fluchtwege für die Arbeiter. Oft genug verbargen sich auch hinter ihnen Lager für die Materialien, jedenfalls markierten sie fast immer Wege in die Oberwelt.
Ich mußte nur aus dem verdammten Kanal raus.
Und das war nicht einfach, weil das Ufer einfach zu dick mit Schleim bedeckt und deshalb zu glatt war. Ich fand nirgendwo einen Halt, zudem wollte mich die Strömung weiterschleudern, und dann war mir noch immer der Henker auf den Fersen.
Ich dachte nicht an ihn und sein Feuer, sondern sackte einmal in die Knie.
Es war ein Kraft holen, um gegen das Wasser anzukommen. Beim ersten Versuch mußte es einfach klappen. Zu einem zweiten würde mich der Henker nicht kommen lassen.
Ich schnellte hoch wie ein Wassermonster, streckte mich, riß die Arme in die Höhe, schleuderte sie wieder nach vorn und klatschte dann mit den Handflächen auf den schmalen Steg.

Ich rutschte ab, man zerrte an mir, denn meine Beine hingen noch im Wasser. Ich krümmte alle Finger, damit meine Hände zu Zangen werden konnten. Irgendwo mußte es doch eine Lücke geben, mußte der Boden aufgerauht sein. Er war doch nicht nur glatt.

Ich probierte, ich tastete, ich fand eine schmale Vertiefung, hielt mich daran fest, gab mir noch einmal Schwung, zog auch meine Beine an und benützte die Knie als Hilfe.

So klappte es.

Seit meinem Auftauchen waren nur mehr Sekunden vergangen, auch wenn ich den Eindruck hatte, schon Minuten unter dem mächtigen Streß zu stehen. Ich erreichte das »rettende Ufer«, rutschte dabei nur noch einmal mit dem linken Bein ab und hatte es dann geschafft.

Ich lag dort auf dem Bauch, die Tür zum Greifen nahe. Den Kopf hatte ich anheben müssen, um nicht von dem überschäumenden Wasser erwischt zu werden. Es umgurgelte mich wie ein Bach, aber es konnte mich nicht aufhalten.

Ich kam hoch. Viel zu langsam für meinen Geschmack, denn der Henker hatte die Distanz zwischen uns schon ziemlich verkürzt. Wenn die Tür jetzt verschlossen war, dann sah ich alt aus.

Sie war es nicht.

Ich fiel gewissermaßen auf die Klinke. Als ich sie umfaßte, dachte ich an eine kalte, starre Schlangenhaut. Vor mir öffnete sich die Wand, als ich die Tür aufzog. Es war die Rettung, der Ausgang, die Höhle, die herrliche Sicherheit.

Stolpernd fiel ich über die Schwelle, drehte mich, hämmerte die Tür wieder zu, und bevor sie noch einschnappte, sah ich durch den schmalen Spalt die drei Feuerzungen, die flatternd in meine Richtung jagten. Wie schnelle Tiere. Aber sie wurden gestoppt, als ich die Tür endgültig zuknallte.

Geschafft!

Ich jubelte innerlich, hätte mich eigentlich gegen die Wand lehnen wollen, um mich auszuruhen, aber die eiserne Wendeltreppe war wichtiger.

Sie führte in die Höhe. Hier brannte sogar Licht. Kalte Leuchtstoffröhren machten einen Teil der hellen Fliesen zu einem Spiegel. Ich entdeckte einige Schränke aus Metall und auch Werkzeuge, wie lange Haken oder Stangen, die zwischen Schaufeln, Bohrer und Haken standen.

Daß der Henker nicht aufgeben würde, war mir klar. Er würde mir auf den Fersen bleiben, und da sein Feuer schneller war als ich, sah es böse für mich aus.

Womit konnte ich ihn aufhalten?

Ich dachte an die Stangen mit den Haken an ihren unteren Enden. Sie waren so gebogen, daß sie sich in seine Gestalt hineinfräsen würden.

Aber das war nicht das richtige.
Der Bohrer vielleicht?
Man benutzte ihn als elektrischen Hammer, wenn Asphalt aufgebrochen werden mußte. An ihm hing ein Kabel, dessen anderes Ende in einer Steckdose klemmte.
Ich packte ihn.
Er war schwer, aber mein Wille war mächtig. Ich schaute mir die beiden Griffe an.
Da waren auch die Hebel, die ich drücken mußte, um den Bohrer anzustellen.
Ich drückte sie.
Ein donnerndes Geräusch durchjagte den Raum. Die nackten Wände produzierten Echos, so daß dieses Donnern sich noch mehr steigerte. Es überlagerte alle anderen Geräusche, selbst die, die beim Öffnen der Tür entstanden.
Sie schwang auf…
Der Henker des Schwarzen Tods war jetzt vorsichtiger geworden. Bestimmt dachte er an den Verlust seines linken Auges. Wenn es nach mir ging, sollte er alles verlieren.
Ich änderte meinen Standort. Hinter mir schleifte das lange Kabel her wie eine Schlange.
Dann wuchtete ich den Bohrer hoch, so daß er waagerecht von meinem Körper abstand. Ich brüllte auf. Damit gab ich mir selbst Mut, dann startete ich.
Mit dem Bohrer voran wuchtete ich mich durch die Lücke. Es war ein wilder, verzweifelter Angriff.
Es mußte mir gelingen, dieses Wesen endgültig zu zerhämmern.
Ich sah den Henker sehr deutlich, denn sein Körper füllte den Türrahmen aus.
Und diesmal überraschte ich ihn, als ich die sich drehende Bohrerspitze nach vorn rammte.
Es war ein Treffer wie aus dem Bilderbuch. Ganz zuletzt hatte ich den Bohrer noch schräg gehalten, weil ich sichergehen wollte, die Brust auch zu treffen.
Er wühlte sich in den verfluchten Körper, er fräste hinein. Ein Loch entstand. Was immer mir entgegenflog, sah aus wie Splitter aus Metall oder harte Knochenteile.
Kein Feuer, keine Reaktion. Ich drückte noch stärker, schrie wieder und rammte den Henker des Schwarzen Tods so weit zurück, daß er in den Kanal segelte.
Den Bohrer ließ ich los. Er blieb in der Brust stecken, als der Körper im Wasser verschwand. Ich konnte nur hoffen, daß ihn die Spitze bis zum Rücken durchbohrt und seinem verfluchten Dasein ein Ende bereitet hatte. Jedenfalls wurde er abgetrieben, und der Bohrer blieb

auch in ihm stecken.

Für mich daran zu erkennen, daß sich das Kabel auf dem Boden bewegte und in einer straffen Linie endete, als es kein Spiel mehr hatte.

Ich ging nicht zurück, schob mich durch den Türspalt.

Der Bohrer steckte nicht mehr in der Brust des Henkers. Er schwamm im Wasser.

Wie der Henker.

Die Strömung hatte ihn abgetrieben. Hin und wieder tauchte er auf, dann wühlte sich der schwere Körper aus den Fluten, bevor das Wasser wieder über ihm zusammenschwappte und ihn meinen Blicken entzog.

Ich mußte wissen, ob er vernichtet war. Für ihn würde es leicht sein, zu verschwinden. Er brauchte nur dort an Land zu klettern, wo sich die Kreuzung der Kanäle befand. Von diesem Punkt aus war es nicht mehr weit bis zu seinem Einstieg.

»Laß es, John!«

Die Stimme hörte ich hinter mir. Ich kannte sie auch, drehte mich um und schaute in ein lächelndes, leicht grünlich schimmerndes Gesicht.

Vor mir stand Myxin, der Magier!

***

»Du kommst spät«, sagte ich keuchend.

»Zu spät, John?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, es ist gerade noch einmal gutgegangen. Ich habe unwahrscheinliches Glück gehabt.« Die Tür zog ich weiter auf, damit Myxin auf den Kanal schauen konnte. »Da liegt ein Bohrer, den habe ich ihm in die Brust gestoßen.«

»Gut, aber nicht gut genug.«

»Was heißt das?«

»Damit kannst du ihn leider nicht vernichten. Er ist einfach zu stark und hat auch in den langen Jahren nichts von seiner Stärke verloren. Der Schwarze Tod hat damals schon gewußt, weshalb er sich gerade auf ihn verließ.«

Ich wrang mein Haar und hörte, wie das schmutzige Wasser aus den Strähnen plätscherte. »Das ist nicht alles, Myxin. Ich habe ihm auch das linke Auge genommen.«

Jetzt war der kleine Magier überrascht. »Wie hast du das denn geschafft?«

»Mein Dolch fand das Ziel. Ich glaube fest daran, daß es eine Lösung ist.«

»Würdest du ihm das zweite Auge nehmen, wäre er blind.«

»Klar wäre er das.« Mit beiden Händen klatschte ich gegen meine

stinkende Kleidung, drückte sie auch zusammen, um wenigstens einen Teil des Kanalwassers herauszubekommen.

»Aber er wäre nicht vernichtet!«

Ich schüttelte die Tropfen von meinen Händen. »Sorry, Myxin, aber was meinst du genau damit?«

»Das will ich dir sagen. Er würde weitermachen. Er würde dann allerdings Amok laufen. Er will mich, er würde keine Rücksicht auf andere mehr kennen. Er würde alles aus dem Weg räumen, was ihn nur störte. Und das könnte schlimm für London werden.«

»Könnte er dich denn finden?«

Myxin überlegte. »Ja, das könnte er. Wir beide stammen aus Atlantis und haben, so unterschiedlich wir auch sind, trotzdem den gleichen Stallgeruch. Ich würde ihm nicht entkommen können, das ist unmöglich. Zwei Atlanter, die sich bekriegen, davon ist einer zuviel.«

»Was willst du tun?«

»Ihn stellen.«

»Klar, das weiß ich auch. Aber es muß irgendwo weitergehen, wenn du ihn hast.«

Myxin lächelte so, als wäre er voll informiert. »Es gäbe da schon eine gewisse Chance«, sagte er.

»Ich muß nahe genug an ihn herankommen, um ihm meinen Willen aufzwingen zu können. Wenn er sich bei den *flaming stones* befindet, haben wir gewonnen, John. Da könnten wir ihn gemeinsam zerstören.«

Tatsächlich, das war eine Chance. Nur fragte ich mich, ob der Henker darauf reinfiel. »Wird er denn so nahe an dich herankommen, daß du deine Magie anwenden kannst.«

»Damit rechne ich fest. Du darfst nicht vergessen, daß er allein meinetwegen gekommen ist. Er will das fortsetzen, was wir vor langer Zeit in Atlantis begonnen haben. Es muß eine Entscheidung geben. So kann er einfach nicht leben.«

»Stimmt auch wieder. Du weißt ja, daß ich hier nur an zweiter Stelle stehe.«

»Aber du hast schon genug getan.«

Ich hob die Schultern. »Was willst du machen? Es geschah zwangsläufig, weil…«

Myxin drehte sich um. Plötzlich stand er unter Spannung. Er schaute dorthin, wo der Henker verschwunden war und blieb dabei auf der Türschwelle stehen.

»Ist was?«

»Ich glaube.«

Er hatte sich nicht geirrt. Das Geräusch übertönte selbst das Rauschen des Wassers. Es war ein grausam klingendes, brüllendes Gelächter, das er uns entgegenschickte. Ob es sich siegessicher

anhörte, konnte ich nicht sagen, jedenfalls sah ich es als Beweis dafür an, daß der Henker des Schwarzen Tods nicht aufgegeben hatte.

Wir warteten, bis das Gelächter verstummt war. Dann schaute ich Myxin mit gerunzelter Stirn an.

»Bist du noch immer so siegessicher?«

»Warum nicht?«

»Weil er jetzt verschwunden ist. Ich kann mir auch vorstellen, daß er diese unterirdische Welt hier verlassen hat.«

»Kann sein, nein, es stimmt sogar«, berichtigte er sich. »Aber laß dir gesagt sein, John, er wird wiederkommen. Wesen wie er geben nicht auf. Und ich auch nicht«, fügte er hinzu…

***

Ich ging mit dem kleinen Magier dorthin, wo die heiße Phase der Jagd begonnen hatte. Und Ruhe war dort nicht eingekehrt. Im Gegenteil, man hatte die Straße und auch die Umgebung weitläufig abgesperrt. Von dem brennenden Wagen war nichts mehr zurückgeblieben als nur schwelende Trümmer. Die Toten waren bereits abtransportiert worden. Meine Kollegen verhörten die Zeugen.

Uns wollte, man nicht durchlassen. Bei dem Gestank, den ich verbreitete, kein Wunder. Erst als ich meinen Ausweis zeigte, kam ich an den Einsatzleiter heran, der mich kannte und große Augen bekam.

»Sie, Sinclair!« Er staunte und nickte. »Jetzt wird mir einiges klar, mein Lieber.«

»Inwiefern?«

»Wir haben viele Spuren, aber keine führt uns zum Ziel. Wir haben zahlreiche Aussagen, doch nichts Konkretes. Jeder will etwas gesehen haben oder glaubt, etwas gesehen zu haben. Den absoluten Tatsachen aber sind wir nicht auf die Spur gekommen. Es hat zwei Tote gegeben, in der Nähe auch drei Verletzte, darunter einen Schwerverletzten. Was ist das hier, verdammt? Anarchie?«

»Bestimmt nicht.«

»Gut. Und wie wollen Sie mir die Zeugenaussagen erklären, die von einem komischen gelben Monstrum sprachen, das aus dem Transporter da vorn geflohen ist?«

»Die Zeugen haben recht.«

»Wie schön. Das ist aber für mich keine Erklärung. Ich denke, daß Sie mir eine geben könnten.«

»Soll ich den Begriff Magie benutzen?«

Der Mann vor mir zog ein Gesicht, als hätte er Essig getrunken. Er stand unter Strom, war sauer, verständlich. »Damit reden Sie sich wohl immer heraus, wie?«

»Erzählen Sie mir nichts vom Pferd. Sie wissen ganz genau, daß ich mich damit nicht herausrede. Es entspricht ganz einfach den

Tatsachen. Sie wissen, welchen Job ich durchzuführen habe. Sie kennen meine Aufgabe sehr genau. Dieser Mörder ist nicht mit normalen Maßstäben zu messen. Er ist tatsächlich ein Wesen aus einer anderen Welt, begreifen Sie das endlich. Sogar aus einer anderen Zeit.«

»Kann sein. Aber ich habe zwei Tote, mehrere Verletzte. Soll ich das so einfach wegstecken?«

»Ich stecke es auch nicht einfach weg. Es ist mein Fall. Man kann diesen Henker nur mit bestimmten Waffen stoppen, auf die ich nicht näher eingehen will.«

»Henker?«

»So wurde und wird er genannt.«

Der Kollege hob die Schultern. »Okay, dann kann ich ja hier aufräumen lassen. Ich habe mich schon bei Chiefinspektor Tanner darüber informiert, wie der Fall begann. Wenn ich richtig gezählt habe, dann muß dieser komische Henker ein Geist sein oder…«

»Lassen Sie das Grübeln, es bringt nichts.«

»Allmählich sehe ich das ein.«

Ich drehte mich um, weil ich Myxin suchte. Er hatte sich zurückgezogen. Etwas verloren stand er auf dem Gehsteig, von den übrigen Menschen kaum beachtet, die noch zu stark unter dem Eindruck des schrecklichen Vorfalls standen.

Ich stellte mich neben ihn. »Soll ich sagen, daß guter Rat jetzt teuer ist?«

»Wie meinst du das?«

»Er ist uns entkommen, und wir wissen nicht, wo er sich jetzt aufhält.«

»Wir?«

Ich begriff. »Sag nur, daß du Bescheid weißt.«

»Möglich.«

Ich rüttelte an seiner Schulter. »Verdammt noch mal, rück endlich mit der Sprache heraus!«

»Ich nicht.«

»Wer dann?«

»Kara und der Eiserne. Wir stehen gedanklich im Kontakt miteinander. Und beide handelten in meinem Sinn, als sie das Netz knüpften, in dem er sich verfangen sollte.«

Es war klar. Myxin gehörte zu den Personen, die immer eine Überraschung in der Hinterhand hielten. »Welches Netz?«

»Eine Falle.«

»Und wo?«

Er senkte den Blick. »Ich weiß es noch nicht genau, John.«

»Am besten wäre euer Refugium.«

»Das stimmt. Ich frage mich nur, ob er sich dorthin locken lassen

wird. Der Henker ist nicht nur schlau, er weiß auch einiges. Der Schwarze Tod hat ihn mit Informationen gefüttert. Er wird nicht freiwillig in sein Verderben laufen. Wir müßten ihn praktisch zwingen, und deshalb dieses magische Netz.«

»Da bin ich gespannt.«

Er lächelte mich an. »Kannst du auch. Aber nicht hier. Ich habe einen anderen Vorschlag. Da vorn steht dein Wagen. Laß uns hier wegfahren.«

»Gern. Und wohin?«

»An einen ruhigen Ort.«

»Meinst du, daß er dann erscheint?«

»Das bestimmt nicht. Es hat andere Gründe. Ich möchte nicht unbedingt unter Beobachtung stehen. Hier sind mir zu viele Augen, die auch zuviel sehen. Es könnte sein, daß wir plötzlich verschwinden müssen. Du verstehst?«

»Sicher.«

Keiner der Kollegen protestierte, als wir in den Rover stiegen. Myxin setzte sich auf den Beifahrersitz. Er wurde noch kleiner und sah aus, als wollte er sich in das Polster verkriechen.

Ich startete.

Langsam rollte ich an der Unfallstelle vorbei. Über den schwelenden Trümmern des ausgebrannten Fahrzeugs lag ein Schaumteppich. An der Sperre winkte man uns durch. Die Kollegen schauten durch die Scheiben in den Wagen. Ihre Gesichter wirkten kantig, blaß und angespannt.

Es war nicht einfach, in dieser Gegend einen Parkplatz oder überhaupt einen ruhigen Ort zu finden.

Deshalb schlug ich Myxin vor, zum Yard Building zu fahren und dort zu warten. Es gab da einen kleinen Parkplatz, auf dem die Fahrzeuge der Bereitschaft standen.

Er hatte nichts dagegen.

Auf der kurzen Distanz blieben wir wieder hängen. Am Himmel zeigte sich ein düsteres Bleigrau.

Es sah nach Regen aus. Auch würde es bald dämmern.

Myxin machte einen ruhigen, einen entspannten Eindruck. Er hielt die Augen halb geschlossen, eine Hand hatte er unter seinen Mantel geschoben. Was er dort festhielt, wußte ich nicht. Aber waffenlos war der kleine Magier nicht. Nicht nur, daß er dank seiner besonderen Kräfte selbst als Waffe angesehen werden konnte, in seinem Besitz befand sich auch die Totenmaske aus Atlantis, die man nicht unterschätzen durfte. Ich fragte nach ihr.

Er nickte vor seiner Antwort. »Ja, die trage ich bei mir.«

»Warum hast du sie nicht eingesetzt?«

Er lächelte schmal. »Es ging alles zu schnell. Der Henker war bereits

zu weit entfernt.«

»Okay, du mußt es wissen.«

Kurze Zeit später hatten wir es geschafft und rollten auf den kleinen Innenhof, wo wir immer einen Parkplatz fanden. Ich stoppte dicht neben einer Hausmauer und stellte den Motor ab.

»Hoffentlich klappt euer Plan«, sagte ich leise.

Myxin hob die Schultern. »Das hoffe ich auch. Aber leider ist nichts vollkommen…«

Kara, die Schöne aus dem Totenreich, stand inmitten der Flammenden Steine. Sie hatte das Schwert mit der goldenen Klinge gezogen, die Spitze auf den weichen Boden gestemmt und verharrte in einer tiefen Konzentration. Sie sah nicht mehr aus wie ein Lebewesen, sondern glich einer Person, die modelliert worden war.

Der Eiserne Engel hielt sich außerhalb auf. Er bewegte seine mächtige Gestalt um die Steine herum und wirkte dabei wie ein einsamer Wachtposten, dem nichts entging.

In seinem grauen Gesicht regte sich nichts. Es sah aus, als wäre er aus unzähligen, kleinen Eisenkörnern zusammengefügt worden, und so wirkte auch die gesamte Gestalt, nebst der beiden mächtigen auf dem Rücken wachsenden Flügel.

Kara dachte an den Henker des Schwarzen Tods!

Er war zurückgekehrt, in ihm steckte noch die alte atlantische Kraft. Die aber befand sich auch in den Steinen. Im Normalfall sahen sie so harmlos aus, doch dank einer gewissen Kraft, die in der Frau wohnte, konnten auch sie ihre Macht beweisen.

Sie glühten allmählich auf.

Tief im Innern nahm die Farbe Gestalt an. Sie wirkte wie ein ruhiges Feuer, das innerhalb der Steine hochkroch, weil es sie vom Grund bis zur Spitze erreichen wollte.

Magie füllte sie aus.

Und Karas Geist vereinigte sich mit dieser Magie der Steine. Er ging auf die Wanderschaft, er wurde zu einem suchenden Wesen, um in die Spähre einzudringen, die der Henker ausströmte.

Kara war bleich geworden. Das starke Konzentrieren strengte sie ungemein an. Ihr Geist mußte es schaffen, gewisse Grenzen zu zerstören, damit er in die anderen und auch feindlichen Spähren hineingleiten konnte. Auch sie hatte in Atlantis gelebt, wo alles für sie leichter gewesen war. Da hatte sie sich direkt auf die Magie konzentrieren können. In diesem neuen Leben nicht mehr. Es war einfach zuviel Zeit vergangen, die magischen Kräfte schwächten sich ab oder zogen sich zurück in andere Welten, die wiederum Grenzen besaßen.

An diese stieß Kara!

Sie konnte nicht hineindringen, nicht hindurchkommen. Es lag eine

Klammer um die alte Vergangenheit, denn sie hatte Kara durchforschen wollen, um eine Spur des Henkers zu finden.

Der Kontakt wurde nicht hergestellt. Es gab kein magisches Netz, das sie Myxin versprochen hatte.

Statt dessen spürte sie den Blocker in ihrem Hirn, was zur Folge hatte, daß die Leuchtkraft der Steine allmählich abnahm.

Sie schaffte es nicht!

Bisher war sie stumm gewesen, hatte auch so gelitten. Als Kara merkte, daß sie machtlos war, öffnete sie den Mund. Das Stöhnen drang über ihre Lippen. Sie schwankte leicht. Hätte sie nicht das Schwert als Stütze gehabt, wäre sie gefallen.

Der Eiserne Engel handelte sofort. Er stürzte auf sie zu und hieltt sie fest.

»Ich… ich kann nicht mehr«, flüsterte Kara und lehnte sich gegen die mächtige Gestalt. »Es ist zu stark, zu schwer. Ich komme einfach nicht durch. Sie blocken ab.«

»Wer blockt ab.«

Kara räusperte sich, bevor sie mit flüsternder Stimme sagte: »Die Kräfte der Vergangenheit. Sie sind einfach noch zu stark und konzentriert. Ich kann dagegen nichts machen.« Mit etwas schwerfälligen Schritten verließ sie den Platz zwischen den Steinen. Sie richtete den Blick gegen den Himmel, als könnte sie dort die Lösung der Probleme finden. Aber der schwieg, er lag als unendliche, hellgraue Decke über diesem Gebiet, das für menschliche Augen unsichtbar war.

Man konnte es als magische Zone innerhalb der normalen Welt ansehen, ein wunderschöner Ort, von bewaldeten Bergen umgeben, der Grund bedeckt mit saftigem Gras, von einem kleinen Bach durchflossen.

Zwei Blockhäuser waren auch gebaut worden. Sie dienten als Unterkunft. Zu einem führte der Eiserne Kara hin. Er sprach mit ihr über Myxin, und Kara hob die Schultern.

»Das wird wohl auf die alte Vergangenheit hinauslaufen«, sagte sie. »Da stand Myxin auch allein und hat es *nicht* geschafft.«

»Und heute?«

Kara seufzte und sagte dann: »Der Henker des Schwarzen Tods hat nichts von seiner Kraft verloren…«

***

Plötzlich spannte Myxin seinen kleinen Körper und setzte sich sehr aufrecht hin.

»Was hast du?«

Er bewegte seinen Kopf nicht. Myxins Blick war gegen die Wand gerichtet. »Er ist da, John!«

Die Antwort elektrisierte mich. »Verdammt, wo denn?« Ich wollte schon die Tür aufstoßen, aber Myxin legte mir eine Hand auf den Arm.

»Nicht so hastig. Ich spüre ihn nur. Er hat mich gefunden. Ich habe seine Gedanken gespürt. Er ist in der Nähe und lauert darauf, mich töten zu können.«

»Dann wäre der Wagen eine Falle.«

»Wir steigen aus. Bitte nicht zu hektisch, nichts überstürzen. Wir müssen nur auf der Hut sein.«

Zugleich öffneten wir die Wagentüren. Ich hatte mir die Worte des kleinen Magiers gut gemerkt und erinnerte mich auch sehr deutlich an deren besorgten Klang.

Es würde alles werden, nur kein Kinderspiel. Selten hatte der kleine Magier einen dermaßen großen Respekt vor einem Gegner gezeigt. Ich drückte die Tür leise hinter mir ins Schloß.

Es war kühler geworden und dämmrig. Ich kam mir vor wie in einem großen Schacht, der nur nach oben hin offen war und als Decke den grauen Himmel besaß.

Von irgendwoher drang auch der Wind ein. Er strich wie ein kalter Hauch über mein Gesicht.

Zum Glück waren wir allein. Ich hoffte stark, daß es auch so blieb. Nur keine Unschuldigen in die Auseinandersetzung mit hineinziehen. Zwischendurch hatte ich vom Wagen aus kurz mit Sir James telefoniert und ihn eingeweiht. Möglicherweise hatte er auch dafür gesorgt, daß keiner der Kollegen dieses Gebiet hier betrat.

Die Stille umgab uns wie ein Tuch. Auch meine Spannung stieg, der Herzschlag beschleunigte sich leicht. Ich stank noch immer wie eine Kloake. Trotz der während der Fahrt eingestellten Heizung waren die Sachen nicht getrocknet. Sie klebten an mir wie alte, stinkende Lappen.

Ich war etwa zwei Schritte vor meinem Rover stehengeblieben. Langsam und sehr forschend ließ ich meinen Blick in die Runde gleiten. Ich suchte die Fassade der Rückseiten ab.

Fenster. Mauerwerk, wohin ich schaute. Es gab keinen Hinweis auf den Henker.

Hatte sich der kleine Magier geirrt?

Ich drehte mich um, als ich seine Schritte hörte. Myxin hatte den Platz zwischen den abgestellten Wagen verlassen und bewegte sich auf der freien Fläche des Hofes, als wollte er bewußt eine Zielscheibe abgeben. Er hielt den Kopf gesenkt, sein Blick war zu Boden gerichtet und machte den Eindruck einer Person, die sich geschlagen gegeben hatte.

Das aber nahm ich ihm nicht ab. Zudem hielt er seine rechte Hand noch immer unter dem Mantel verborgen. Ich lauerte nur darauf, daß

er die Totenmaske hervorholte, um sie aufzusetzen. Ich an seiner Stelle hätte es getan.

Wieder war eine Minute verstrichen.

Die Geräusche vor dem Gebäude hörten wir kaum. - Sie verschwammen und zerflossen, als würden sie in irgendeinen Nebel eintauchen oder wären von Watte gedämpft worden.

Sehr allein kamen wir uns vor…

Ich ging ebenfalls vor. Doch Myxin hatte mich unter Kontrolle gehalten. »Nicht, John, bleib stehen.«

»Warum denn?«

»Er ist da!«

»Und wo?«

Myxins linker Arm schnellte vor. Gleichzeitig streckte er den Zeigefinger aus und wies auf eine bestimmte Stelle.

Wie aus dem Nichts erschien der Henker. Es kam mir vor, als würde seine Gestalt aus dem Boden emporsteigen und sich innerhalb einer Sekunde zu einer festen Größe materialisieren.

Da stand er nun.

Nur war er nicht allein, denn er hatte sich eine Geisel geholt.

Meinen Freund Suko!

***

Verdammt, auch das noch. Suko, das Kind - Suko der Wehrlose. An ihn hätten wir denken müssen.

Das Bild schnitt wie ein Messer durch mein Herz. Dieser Teufel hatte Suko keine Chance gegeben.

Mein Freund sah im Griff des Henkers noch kleiner aus, er gab ein jämmerliches Bild ab. Der Henker brauchte sich nicht einmal anzustrengen. Er hielt den linken Arm ausgestreckt und Suko mit einer Hand umklammert, als wollte er ihn verhungern lassen.

Ich drehte den Kopf, damit ich Myxin ansehen konnte. Er hatte dieselbe Idee gehabt wie ich. Unsere Blicke trafen sich, und ich stellte eine Frage. »Wieso?«

»Ich weiß es nicht.«

»Er hat es gewußt, verdammt! Er hat alles gewußt, und er hat sich sehr genau über dich informiert. Er weiß genau, wie er uns treffen kann, verflucht.«

Ja, das wußte der Henker, und das gab er auch durch sein breites Grinsen bekannt.

Seine Augen zeigten eine erbarmungslose Härte. Sie starrten mich gnadenlos an, als wollten sie mich sezieren. Dann winkte er Myxin näher an sich heran. Er tat es mit der rechten Hand, zwischen deren Finger er zudem noch seine Waffe geklemmt hatte.

»Sieh dich vor«, flüsterte ich Myxin zu, als dieser sich in Bewegung

setzte.

»Ich weiß Bescheid.«

Er ging weiter. Auf mich achtete der Henker nicht. Für ihn war Myxin wichtig. Seinetwegen hatte er die langen Jahre dahinvegetiert. Der Schwarze Tod hatte den kleinen Magier nur in einen Tiefschlaf versenken können, anders sein Henker, der für seinen Herrn und Meister in die Bresche springen wollte.

Er würde ihn vernichten.

Ein Fremder hätte nie an eine Chance geglaubt. Zu unterschiedlich waren die beiden Gegner.

Myxin so klein, der Henker alles überragend.

Aber auch er hatte Federn lassen müssen. Er schaute nur mehr aus dem rechten Auge, und in seiner Brust bestand ein tiefer Einschnitt, den der Bohrer hinterlassen hatte. Die Wunde war sehr groß, nur sah ich kein Blut oder eine andere Flüssigkeit. Das Innere seines verfluchten Körpers konnte man als trocken bezeichnen. Keine Gedärme, keine Muskeln, kein Fleisch.

Er senkte den Stab.

Er richtete die Spitze auf Myxin.

Der kleine Magier war stehengeblieben. Er schien die Ruhe selbst zu sein, kümmerte sich um nichts, was mich wiederum aufregte. Verdammt noch mal, warum tat er denn nichts.

Nur die Hand steckte noch unter dem Mantel.

Und dann zog er sie hervor. Mit ihr die Maske.

Im selben Augenblick schickte der Henker das atlantische Feuer!

***

Bisher hatte ich es nur als Flammenzungen erlebt. Diesmal änderte es sich. Ein regelrechter Sturm fauchte dem kleinen Magier entgegen. Blitzschnell riß er die Maske vor sein Gesicht.

Eine Totenmaske, die fünf Ecken, aber auch fünf verschiedenfarbige Augen besaß.

Und sie wiederum zogen das Feuer an wie ein starker Magnet. Die Flammenwelle jagte nicht gegen den Körper. Noch auf dem Weg zu Myxin wurde sie zusammengedrängt, so daß sie eine Linie bildete, die haargenau auf die Mitte der Totenmaske zielte.

Sie traf voll!

Jetzt, jetzt mußte Myxin einfach kippen, in Flammen aufgehen, aber das geschah nicht.

Die Maske hielt das Feuer.

Sie saugte es auf. In den Augen tanzten plötzlich die Flammen. Sie schossen auch wieder hervor, um die Vorderseite der Maske zu umwehen. Dabei leuchteten sie nicht mehr rotgelb, sondern grün, blau und violett.

Der Henker brüllte auf.
Er war wütend. Er hatte geglaubt, es schaffen zu können, aber Myxin stand noch immer.
Und auch Suko tat etwas.
Sein großes Glück war der Besitz des Stabes. Und der hatte seine Magie nicht verloren.
Ein Wort reichte aus.
Suko rief es laut genug, damit der Henker es hören konnte. »Topar!«
Im selben Moment erstarrte er. Auch ich konnte mich nicht mehr bewegen, der kleine Magier ebenfalls nicht, denn auch er hatte in Hörweite gestanden.
Nur Suko schaffte es. Als starrer Mensch bekam ich mit, wie er sich aus dem Griff befreite. Er hatte fünf Sekunden Zeit, um die Kralle des Henkers aufzubiegen.
Das schaffte er auch.
Nach vier Sekunden schon war er frei, huschte zur Seite, dann konnten wir uns wieder bewegen.
Leider auch der Henker.
Nur war er überrascht. Ihm fehlte Suko, er sah ihn auch nicht, weil sich mein Freund hinter dem Fahrzeug geduckt hatte.
Dafür sprach Myxin.
»Und jetzt, Henker, rechnen wir endgültig ab!«
Ich blieb Statist, schaute ihm zu. Er hielt die Maske fest, er bewegte seine Hand…
Dann erlebte ich den Schock!
Die Totenmaske zerfiel zwischen seinen Fingern zu Staub. Als Fahne rieselte er auf den Hofboden.
»Es war der Preis«, flüsterte der kleine Magier. »Ich habe ihn zahlen müssen. Dein Feuer wird keinen und auch nichts von uns mehr verbrennen. Jetzt bist du an der Reihe, Henker!«
Und dann begann Myxin mit seiner Tat!

***

Ich hatte das Gefühl, fernab von allem Weltlichen zu sein. War der kleine Magier denn verrückt geworden? Wollte er alles auf eine Karte setzen und damit sein Leben verlieren?
Hinter einem der Fahrzeuge erschien Sukos Kopf. Ich konnte in sein von Sorge gezeichnetes Gesicht schauen. Auch er begriff die Handlung des kleinen Magiers nicht.
Seine letzten Worte klangen mir noch im Ohr. Was hatte er damit gemeint, daß dieses schreckliche Feuer nichts mehr verbrennen konnte. Hatte es sich gelohnt, dafür die Totenmaske zu opfern?
Der Henker des Schwarzen Tods tat nichts. Er schaute Myxin entgegen. Wußte er, daß seine Chancen auf ein Minimum gesunken

waren?

Unser Freund ließ sich nicht beirren. Schritt für Schritt näherte er sich der schrecklichen Gestalt, und er tat etwas, womit wir eigentlich hätten rechnen müssen.

Er spielte seine geistigen Kräfte gegen den Henker aus, kontrollierte dessen Willen.

Es wurde kein Wort gesprochen. Nur sagten die Gesten mehr als alle Worte.

Der Henker hob seinen rechten Arm in die Höhe. Dann winkelte er ihn an, drehte auch seine Hand, so daß er seine eigene Waffe gegen sich selbst richtete.

Und da ging mir ein Licht auf. Ich wußte plötzlich, welche Taktik Myxin verfolgte. Er wollte dieses Monstrum mit den eigenen Waffen schlagen.

Der Henker des Schwarzen Tods zitterte. Auch er versuchte, dem Bann des Magiers zu entkommen.

Er bäumte sich auf, er schüttelte den Kopf, rollte mit den Augen, bis es ihn erwischte.

Sein Arm zuckte vor und damit auch die Waffe!

Nichts gab es mehr, was sich ihr in den Weg stellen und sie ablenken konnte.

Sie jagte in den Körper hinein, bohrte sich sehr dicht neben die erste Wunde.

Etwas knisterte, etwas flammte plötzlich auf. Zum letztenmal erschien das Feuer.

Diesmal gegen den Henker selbst gerichtet. Es loderte in ihm, es brannte ihn aus, es zerstörte ihn mit einer elementaren Wucht, als wäre er selbst ein ausbrechender Vulkan, der seinen Inhalt in die Höhe schleuderte. Es war eine Masse aus Staub und Flammen, die als Wolke einige Sekunden dort loderte, wo er einmal gestanden hatte.

Aber jetzt gab es ihn nicht mehr.

Myxin drehte sich um. Er breitete die Arme aus. Irgendwo machte er einen traurigen Eindruck, dann senkte er den Kopf.

Ich wußte, daß ich ihn trösten mußte.

Wie auch Suko lief ich auf ihn zu. In den Augen des kleinen Chinesen zeigte sich so etwas wie Zufriedenheit, denn er hatte wieder einmal bewiesen, daß trotz allem noch mit ihm zu rechnen war.

***

Wir gingen nicht hoch in mein Büro. Vom Wagen rief ich Sir James an und berichtete in Stichworten. Er war ebenso froh, daß der Henker des Schwarzen Tods nicht mehr existierte.

Der Preis war die Totenmaske gewesen.

Als ich Myxin darauf ansprach, da hob er nur die Schultern. »Ich

habe es tun müssen. Er ist einfach zu stark gewesen und hätte uns tatsächlich allesamt vernichten können.«

»Aber die Maske…«

»Vergiß sie, John. Wichtig ist, daß wir noch alle am Leben sind. Ich werde schon zurechtkommen.«

Er lächelte krampfhaft. »Schließlich stehe ich nicht allein. Nicht hier und auch nicht bei den Flammenden Steinen.« Es waren seine letzten Worte, bevor er sich gedanklich auf die Steine konzentrierte, in ihre magische Ausstrahlung geriet und vor unseren Augen verschwand.

Als wir dann wenig später den Wagen verließen, sagte Suko: »So handelt eben nur ein wahrer Freund.«

Dem war nichts mehr hinzuzufügen…

ENDE